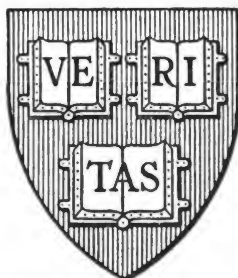
iedrich · Lust und Leid Hinter
den Coulissen · 1867


VE RI
TAS

Preis 10 Sgr.

Eisenbahn-Unterhaltungen.

№ 38.

Lust und Leid hinter den Coulissen.

Humoristische Skizzen
aus dem Schauspielerleben

von

Friedrich Friedrich.

Mit 7 Illustrationen von H. Scherenberg.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Gustav Behrend.

Lust und Leid

hinter den Coulissen.

Humoristische Skizzen aus dem Schauspielerleben

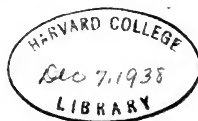
von

Friedrich Friedrich.

Mit 7 Illustrationen von H. Scherenberg.

Zweite Auflage.

Berlin, 1867.
Verlag von Gustav Behrend.


HARVARD COLLEGE
Dec 7, 1938
LIBRARY

„Erbärmliche Seele! Würdige Vertraute der Direktorin — tragt Eurer Herrin diese Hose hin — sagt ihr, sie selbst möge sie anziehen und den Posa spielen!“

Er wirft ihr das Beinkleid vor die Füße und wendet sich stolz ab. Die Schneiderin eilt fort.

„Sei nicht toll, Braus!“ warnt ihn Don Carlos. „Die Vorstellung geht sogleich an, kleide Dich an und mach' die Direktorin nicht wüthend.“

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!“ ruft Braus mit Pathos. „Sieh, Du bist mein Freund für heute Abend, Carlos. Ich hatte einen schönen Traum — die Hose wollte ich über meine karrirten ziehen, um weniger zu frieren — der schöne Traum ist mir vernichtet. Aber ich werde sie anziehen, Freund, ich werde mich rächen; meinen Stolz als Künstler bringe ich meiner Rache zum Opfer — auf beide Kniee werde ich vor Philipp sinken, zerreißen dieses Jammerbild von Hose und die Direktorin hat keine zweite zu versenden!“

„Sei nicht toll!“ mahnt Carlos noch einmal.

„Ich bin nicht toll, nur kalt und hungrig,“ ruft Posa. „Mein Entschluß steht fest — ich kann Dich heute nicht retten, Carlos!“

Die Vorstellung beginnt. Alles geht gut bis zu der Scene im Garten, wo Posa sich der Königin naht. „Königin!“ ruft er begeistert — das Publikum ist über ihn entzückt. „Königin!“ ruft er noch einmal, dann tritt er zu ihr und flüstert ihr zu: „Die Eboli hat soeben Ihren Kaffee in der Garderobe ausgetrunken.“

Ein zorniger Blick flammt aus Elisabeth's Auge, mit Ungeduld spielt sie diese Scene zu Ende, dann eilt sie in

die Garderobe, und ein Streit entspinnt sich zwischen der Königin und der Prinzessin, den selbst die Schneiderin nicht zu schlichten vermag.

Braus begeistert währenddem das Publikum. Trotz der Kälte spielt er mit größtem Feuer und wirklich vortrefflich.

„Der Mensch ist für mich unbezahlbar, trotz seines losen Mundes,“ flüstert die Direktorin hinter den Coulissen ihrer Vertrauten, der Schneiderin, zu, und diese erwidert: „Sehen Sie, die Hosen sitzen ganz vortrefflich! Zwar etwas eng, aber das ist jetzt ja einmal Mode. Was der Mensch nur vorhatte!“

Die große Scene vor dem Könige naht. Das Publikum ist in gespannter Erwartung. Lautlose Stille herrscht auf dem ganzen Malztrockenboden. Posa's Wärme und Begeisterung steigert sich von Minute zu Minute, er steht edel und groß da, ein gewaltiges Feuer hat ihn erfaßt — da wirft er sich vor dem Könige nieder — auf beide Kniee — —

„Allmächtiger Gott!“ schallt es ziemlich laut hinter den Coulissen — es ist die Stimme der Direktorin.

Das Publikum stutzt — einen Augenblick lang noch lautlose Stille, dann bricht Alles in ein mächtig schallendes Gelächter aus. „Bravo! Dacapo!“ schallt es jubelnd von den letzten Plätzen.

Die Direktorin rennt verzweiflungsvoll auf und ab; die Schneiderin sucht sie zu beruhigen.

„Das war Absicht!“ spricht sie.

„Nein ein Riß war es, Schneiderseele,“ unterbricht sie Braus, ruhig, stolz hinter die Coulissen tretend.

„Was soll ich anfangen, ich bin blamirt!“ ruft die Di=

Inhalt.



Prolog.

Nicht einem Jeden ist es vergönnt, hinter die Coulissen des Lebens oder der Bühne zu schauen. Tausende haben von dem, was dort ganz im Stillen abgespielt wird, nicht die geringste Ahnung, denn sie sehen nur das, was ihnen auf der großen Bühne in dem Schimmer glänzender Gewänder entgegentritt. Man ist indeß nur dann im Stande, die Verhältnisse richtig zu beurtheilen, wenn man sie alles äußeren Schimmers und Scheines entkleidet, wenn man hineinblickt in das Getriebe der Räder, welche sie in Bewegung setzen und für das Auge einen oft glänzenden und überraschenden Erfolg hervorbringen.

Es hat dem Verfasser dieser kleinen humoristischen Skizzen nichts ferner gelegen, als durch dieselben auf einen ganzen achtungswerthen Stand auch nur den Hauch eines Vorwurfs zu werfen. Es liegt nicht im Wesen des Humors zu verletzen, denn wenn er verletzt, hört er auf, Humor zu sein und wird zur Satyre. Wohl sucht er hinter den Coulissen die Schwächen und Blößen auf, allein die Heiterkeit des Humors ruht stets auf dem tiefen Grunde des Ernstes, und der Ernst dieser Skizzen ist das Misére der deutschen Bühnen, des ganzen deutschen Theaterlebens, durch welche die

hohe und hehre Göttin der Kunst nur zu oft zur Seite gedrängt und über den Haufen geworfen wird.

Und je mehr sich dieses Misére den öffentlichen Blicken zu entziehen vermag, so lange es noch im Stande ist, sich den Mantel der Kunst umzuhängen und seine Blößen damit zu verdecken, so lange wird es auch wie ein Krebsschaden an der Kunst selbst nagen und dem frischen und gesunden Aufblühen derselben hindernd in den Weg treten.

Man mag über diesen Gegenstand moralisiren, man mag diesen Schwächen mit dem Ernste der Kunst gewappnet entgegentreten und ein Verdammungsurtheil auf sie herabschleudern — gewiß aber hat auch der Humor seine Berechtigung, sich ihrer zu bemächtigen und dem Publicum in einem lustigen Bilde zu zeigen: Sieh, so groß und doch so klein — oder auch so klein und doch so groß!

Das Publicum und auch die Künstler werden diese kleinen Skizzen hoffentlich nicht falsch auffassen und werden begreifen, daß auch der Humor zu Zeiten die Kothurnen anlegen muß, nicht um größer zu erscheinen — sondern um der großen Menge über die Köpfe hinwegzuschauen.

Fr. Fr.



I.

Aus einer ambulanten Gesellschaft.



Drei Wochen nach Weihnachten und fünfzehn Grad Kälte — hui! — Auf dem Wege nach Essenhofen befindet sich eine zähneklappernde, blaugefrorene Schauspielergesellschaft. Voran fahren zwei mächtige Wagen mit Coulissen, Vorhang und Gepäck. Hinterher schreiten die Liebhaberinnen und Heldenspieler, aber nicht auf hohem Kothurn, sondern in Filzsocken und in die wärmsten Stücke ihrer Garderobe gehüllt.

Ein bunter, wunderlicher Anblick! Die Direktorin und die Garderobière die zugleich Schneiderin und Vertraute ist, sitzen auf einem der Wagen. Sie haben's gut, denn sie haben die Füße unter den zusammengerollten Vorhang gesteckt — alle Anderen müssen laufen.

Mitten unter den Fußgängern schreitet eine große, lange Gestalt — man friert, wenn man daran denkt — in hellkarrirten Sommerbeinkleidern und schwarzem Frack. Das ist der erste Held und Liebhaber, Braus, vierzig Jahre mindestens alt. Eine der jüngeren Schauspielerinnen hat ihm ein Tuch geliehen, das hat er phantastisch um Kopf und Hals geschlungen, denn er behauptet, edle Menschen hätten immer sehr zarte Ohren, und er ist sehr empfindlich daran.

Seine rothgefrorene mächtige Nase blickt keck, fast verwegen aus dem Tuche hervor. Seine Hände haben Schutz in den Hosentaschen gesucht und klingeln darin mit zwei Schlüsseln. Er will nicht eingestehen, daß ihn friert, aber seine langen Beine sind vor Kälte fast geknickt und seine Stimme bebt.

„Kennt Jemand Essenhofen? fragt er mit rauher Baßstimme.

„Ich kenne es,“ erwidert der Komiker und Charakterspieler, eine kleine Gestalt, die in einem großen blauen Mantel fast verschwindet.

„Wie groß ist das Nest?“

„Es zählt tausend bis zwölfhundert Einwohner.“

„Und in dem Neste sollen wir spielen?“ ruft Braus sittlich entrüstet. „Die Direktorin scheint toll zu sein — o, das Weib ist fürchterlich!“

„Seien Sie still,“ warnt der besorgte Komiker, „sie schaut soeben aus dem Wagen heraus und kann's hören.“

„Nun so mag sie es hören,“ fährt Braus unerschrocken fort, „ich fürchte sie nicht. Oder ist's nicht eine Schande, daß wir bei dieser Kälte — mich friert freilich nicht — vier Stunden weit laufen müssen, um in solchem Neste aufzutreten? Und das mag eine Bühne dort sein — sicherlich ein Stall!“

„Bitte, so schreien Sie doch nicht so laut — sie wird's noch hören!“ erwidert der Komiker wieder besorgt. „Sie wissen, wie empfindlich sie ist; denken Sie daran, wenn sie uns jetzt, mitten im Winter kündigte!“

„Ruhig, Mensch!“ ruft der Held. „Mir kündigt sie nicht, denn sie fürchtet mich, weil ich geschworen habe, sie nächstens an einer ihrer Coulissen aufzuhängen!“

„Die Bühne in Essenhofen ist ganz gut," fährt der Komiker fort, „sie ist schon hergestellt beim Bürgermeister, der ist Brauer."

„Ruhig — nun weiß ich Alles! Sie ist auf dem Boden, wo das Malz getrocknet wird," unterbricht ihn Braus. „Ich kenne das, Freund! Da wird's zum wenigsten wohl einen wohlfeilen Trunk Bier geben! Famos!" Und er schnalzt im Vorgeschmack dieses Genusses mit der Zunge.

„Der Bürgermeister braut nicht mehr," berichtigt der Komiker.

„So hole ihn der Kukuk!" unterbricht ihn Braus. „Wie kann ein Mensch nur solch ein Esel sein und aufhören, Bier zu brauen? Der Mann hat sich sicher schon die Gicht getrunken, sonst hätte er nicht auf solch einen verrückten Einfall kommen können! — Und was wird heute Abend gegeben?"

„Don Carlos", erwidert der Komiker.

Braus bleibt überrascht stehen. — „Don Carlos?" ruft er, „Mensch, Don Carlos? Gehen Sie und fassen Sie die Frau — die Direktorin, meine ich — an den Puls! Wenn die nicht wieder an ihren Krämpfen leidet, will ich den zehnten Theil meiner Monatsgage hingeben!"

Der Komiker springt schnell zur Seite und verläßt ihn, denn die Direktorin blickt wieder aus dem Wagen hervor und muß es gehört haben. —

„Ha ha! Don Carlos!" fährt Braus ungenirt fort. „Und ich gebe wieder den Posa, natürlich! — In dem Neste — ich den Posa, den ich auf den ersten Bühnen Deutschlands gespielt habe!"

„Sie auf den ersten Bühnen?" wirft eine ganz gut ge-

kleidete junge Schauspielerin, die im letzten Wirthshause eine Portion Kaffee getrunken hat und deshalb warm und ziemlich hochmüthig ist, ein.

„Ja ich, Sie Zeisig!“ erwidert Braus. „Auf den ersten Bühnen — und ich sage, solch Posa kommt nicht wieder! — Ja, das war zu einer Zeit, als ich diese karrirten Hosen noch nicht trug — zum Kukuk, haben wir Essenhofen denn noch nicht erreicht?“

„Weshalb sind Sie denn nicht bei den ersten Bühnen geblieben?“ nimmt die Schauspielerin das Gespräch wieder auf.

„Ruhig, Sie grüngestreifter Lockvogel!“ unterbricht sie Braus. „In fünfzehn Jahren werden Sie nicht mehr so fragen. Jetzt sind Sie freilich noch so ziemlich jung. — Sagen Sie — wissen Sie, was Geschick ist? Ich meine, ein schlechtes, sogenanntes niederträchtiges Geschick!“ fährt er nach einiger Zeit fort. „Sie wissen es nicht, denn Sie haben noch Geld und heute Morgen schon zum zweiten Male Kaffee getrunken. Hören Sie mich an, junge Nymphe, denn Sie können daraus lernen. Sehen Sie, es ist wahr, was ich gesagt habe, ich bin auf den ersten Bühnen aufgetreten und ich gefiel — doch das versteht sich von selbst. Ich hatte goldene Tage und Träume noch stolzer, als Sie. An einem der ersten Hoftheater hatte ich Engagement, da lernte ich ein kleines Mädchen kennen, eine Sängerin, nicht so groß wie sie, aber hübscher —“

„So!“ unterbricht ihn die Schauspielerin empfindlich.

„Still, Sie Kleine! Ich bin jetzt in einer weichen Stimmung, wenn's nur nicht so verdammt kalt wäre! Mich friert freilich nicht, aber kalt ist es! Also still! Ich kann nicht

Fürstendiener sein und kann auch nicht lügen. — Die Kleine war hübscher als Sie. Ich hatte sie gern und heirathete sie. Mit einem Male hatte sie ihre Stimme verloren — oder ob sie nie eine gehabt hat, ich weiß es nicht und bin nie darüber in's Klare gekommen. — Auch ohne Stimme brauchte sie viel Geld. Ich gerieth etwas in Verlegenheit, doch nur meiner Schulden wegen. Als mein Engagement abgelaufen war, ging ich fort — ich hätte bleiben können — um mir ein besseres zu suchen. Da ich ein solches nicht fand, nahm ich ein schlechteres an. Meine kleine Frau brauchte immer noch viel Geld, und ich trug damals auch noch keine karrirten Hosen. Auch in diesem Engagement blieb ich nicht lange, ich wollte wieder höher hinauf, fand aber nichts und ging wieder eine Stufe herunter. Meine kleine Frau — wahrhaftig sie war hübscher als Sie — nahm außer ihrer Verschwendung noch eine andere schlechte Gewohnheit an — sie bekam jedes Jahr ein Kind. Mit meinen Schulden wuchs auch meine Familie — oder umgekehrt — ich weiß es wahrhaftig nicht mehr, denn mir ging damals Vieles durch den Kopf, und ich habe Unglaubliches geleistet. Ich habe drei Rollen an einem Abende in einem Stücke gespielt — nur des Spielhonorars wegen. Es half nichts! Ich saß einmal darin — ungeheuer tief! Ich wechselte Engagement auf Engagement. — Doch wozu das Alles! — Sie sind noch jung, Kind, Sie haben noch keine Lebenserfahrung, aber das müssen Sie doch begreifen, — sehen Sie, wenn man stets eine Stufe nach der anderen herabstürzt, so muß man zuletzt auf der untersten ankommen. — So bin ich endlich in die Fesseln dieses Drachen — ich meine unsere Direktorin — gekommen. — Haha

nun hat's endlich ein Ende mit dem Bergabgehen. Der Mensch muß nur genügsam sein — und ich sage, mich friert nicht in meinen karrirten Hosen."

„Aber Ihre Frau und Ihre Kinder?" fragt die junge Schauspielerin nicht ohne Theilnahme, denn sie ist noch eine Anfängerin im Bühnenleben.

„Meine kleine Frau? Sie ist sammt meinen Kindern zu ihrem Apotheker — das ist nämlich ihr Vater — zurückgekehrt. — Ich habe sie doch lieb gehabt — und — habe sie seit Jahren nicht gesehen! — Der Apotheker ist ein Unmensch, wahrhaftig er ist es! Sehen Sie, kleine Nymphe, vor zwei Jahren war ich ohne Engagement, es war im Winter und leidlich kalt. Ich war im erbärmlichen Zustande, denn ich hatte damals noch keinen Schneider gefunden, der mir diese karrirte Hose pumpte. Ich habe in dem einen Winter alle Fastentage siebenmal durchgemacht und zwar gründlich. Es gingen mir damals sonderbare Gedanken durch den Kopf. Sehen Sie, Sie kleiner Zeisig, wäre ich damals zu dem Apotheker gegangen und hätte ihn nur um Gift für einen Groschen gebeten — und ich dachte an so etwas — natürlich auf Pump, weil ich keinen Groschen hatte — der Unmensch hätte es mir nicht gegeben! Ich kenne den Mann mit seinen kleinen grauen Augen und der spitzen Nase — und komme ich je wieder in glänzende Verhältnisse, so — ich leiste den heiligsten Eid darauf, weil es nie eintritt — so—". Er wird unterbrochen, weil die Gesellschaft so eben in Essenhofen einrückt, und der Lärm der Straßenjungen ihn daran erinnert. —

Einige Stunden darauf sitzt die ganze Gesellschaft in einem großen, niedrigen, rauchenden Wirthshauszimmer.

Abenteuerliche Gruppen! Der Ofen glüht. Er lockt die gründlich Durchfrorenen an und treibt sie durch seine Gluth wieder von sich. — An den Straßenecken kleben bereits Zettel: „Don Carlos, Infant von Spanien." — Ein Theil der Schauspieler durchgeht halblaut nochmals seine Rollen; Elisabeth von Valois und die Eboli sind mit ihrer Garderobe beschäftigt, Don Carlos zankt sich mit dem Wirth.

Nur Braus, der Marquis von Posa, geht ruhig mit Selbstverachtung und Hunger im Zimmer auf und ab und klingelt immer noch in seiner Tasche mit den zwei Schlüsseln, zu denen er die Koffer längst nicht mehr besitzt. Die Direktorin hat ein Zimmer für sich — das ist sein Trost, denn müßte er sie um sich sehen — er vermöchte den Hunger nicht zu ertragen. —

Wieder einige Stunden später! — Es ist kurze Zeit vor dem Beginn der Vorstellung. Die wenigen Coulissen sind auf dem Malztrockenboden aufgestellt, der rothe, oft geflickte Vorhang ist angebracht und hängt herab. Das Publikum hat sich schon zahlreich eingefunden. Hinter der Bühne ist das Garderoben- und Ankleidezimmer — ein Stück Bodenraum, von zwei Laternen erleuchtet, weil der durch das zerbrochene Fenster fahrende Wind das Talglicht bereits zweimal ausgeblasen hat. Draußen sind fünfzehn Grad Kälte. Das ganze Personal außer der Direktorin ist in diesem Raume versammelt. Die Königin und die Eboli haben sich im Wirthshause angekleidet und sitzen zähneklappernd in Tücher eingehüllt neben einem Kohlentopfe. Philipp II. und Don Carlos laufen in ihrem Costüm wie wahnsinnig auf und ab, um sich zu erwärmen. Braus

steht ruhig und pfeift mit vor Kälte zitterndem Munde. Er ist noch nicht angekleidet, weil die Direktorin ihm die Garderobe liefern muß — es steht in seinem Contrakte, und er selbst besitzt auch keine.

Die Garderobière und Schneiderin bringt ihm endlich den Anzug. Mit stoischer Ruhe nimmt er ihn in die Hand.

„Die Direktorin läßt Ihnen sagen,“ fügt die Garderobière hinzu, „Sie möchten bei dem Fußfall etwas vorsichtiger sein, als das letzte Mal, — ich habe die Hose neu gemacht.“

„Neu — neu?“ ruft Posa erstaunt.

„Ganz neu,“ bestätigt die Schneiderin; „ich habe sie aus einem alten Mantel der Direktorin angefertigt.“

„Also neu — neu!“ wiederholt Braus und hält das fragliche Kleidungsstück gegen die Laterne — es lacht ihm eng und dünn entgegen. „Weib!“ ruft er entrüstet, „in diese — diese Dinger soll ich kriechen? In dieser Hose soll ich um Gedankenfreiheit bitten?“

„Nun, was haben Sie denn daran auszusetzen?“ wirft die Schneiderin empfindlich ein.

„Weib, ruinirte, aus der Mode gekommene Heldenmutter!“ fährt er erbittert fort. — „Seht meine Beine an — habt Ihr eine so geringe Meinung von Menschenwürde und Seelengröße, daß Ihr glaubt, ich werde Posa's Beine mit der Direktorin Mantel umhüllen? Kann ich vor Philipp stehen, ein freier Mann, kann ich in's Aug' ihm schauen und rufen: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!“ wenn ich diese Hose sehe und an die Direktorin denken muß?“

„Nun, so spielen Sie meinetwegen in Ihren karrirten!“ ruft die Schneiderin spöttisch.



Seite 14.

rectorin. Plötzlich wendet sich ihr Grimm gegen Posa. „Und Sie — Sie sind schuld daran! Sie ruiniren mir alle Hosen, — Sie ruiniren mich — o, es ist unerhört, Sie, Mensch Sie! Was soll ich anfangen — ich habe keine zweite Hose!“

„Das weiß ich,“ erwidert Braus ruhig, mit zwei mächtigen Rissen vor seinen Knieen dastehend.

„Das Publikum wird schon ungeduldig,“ fährt die Directorin fort; „es kann nicht weiter gespielt werden, Sie haben mich blamirt, hier in Essenhofen — überall — immer! Was soll ich anfangen?“

Braus verliert seine stoische Ruhe nicht.

„Treten Sie vor das Publikum und sagen Sie ihm, man hätte Schiller schon häufig den Vorwurf gemacht, daß Posa's Tod sich nicht mit Nothwendigkeit ergebe, — sagen Sie dem Publikum, ich theile diese Ansicht und sei nach Hause gegangen, um hier nicht vor Kälte und Hunger zu sterben. — Das sagen Sie, und Alle werden es Ihnen glauben.“

Er wendet sich ruhig ab, um fortzugehen.

„Sie bleiben — Sie bleiben und spielen weiter!“ ruft die Directorin, ihn am Arme zurückhaltend.

Er wendet sich mit zornigem Blicke um.

„Dies Weib beginnt mir fürchterlich zu werden!“ spricht er. „Ich bleibe nicht — ich hab' das Meinige gethan — thun Sie das Ihre!“ — Er geht fort.

Die Directorin ist in Verzweiflung.

„Der Mensch — der Mensch!“ ruft sie in einem fort. „Ich jage ihn heut noch fort — noch heute Abend — aber ich bin verloren, wenn ich es thue — ich kann ihn nicht entbehren und muß ihn ertragen!“

Die Schneiderin ist nach dem nahen Wirthshause geschickt, der Directorin Staatsmütze und bestes Tuch zu holen — sie fliegt damit zurück — eine Minute noch, und der Vorhang wird wieder aufgezogen, und die Directorin tritt vor das unruhige Publikum, bittet der Störung wegen um Entschuldigung und bedauert, „daß die Vorstellung wegen plötzlichen Unwohlseins des Herrn Braus nicht weiter gespielt werden könne. Zur Entschädigung werde indeß noch das kleine Stück: „Wer ißt mit?“ gegeben werden — nur möge sich das hochverehrte Publikum noch kurze Zeit gedulden.“

In dem Costüm zum Don Carlos wird: „Wer ißt mit?“ gespielt. — Die Directorin meint: „was weiß man in Essenhofen davon!“ —

Der plötzlich unwohl gewordene Posa sitzt ruhig im Wirthshause hinter einer tüchtigen Portion Essen und streckt wohlbehaglich seine langen Beine mit den Karrirten dem glühenden Ofen zu. — Don Carlos tritt wüthend ein — geht heftig im Zimmer auf und ab und wirft ihm noch wüthendere Blicke zu. — Posa ißt ruhig weiter.

„Du bist verloren, Mensch!“ ruft Carlos endlich, vor ihm stehen bleibend. „Die Directorin ist außer sich — sie wird sogleich kommen — was willst Du beginnen?“

„Ich bin gefaßt und vorbereitet, Freund!“ erwidert Posa, indem er auf seine Ohren zeigt, welche er beide mit Watte dicht verstopft hat. „Die Furie mag nah'n — ich bin gefaßt!“

„Sie kündigt Dir!“

„Heute Abend wohl,“ erwidert Braus ruhig; „morgen

früh nimmt sie es zurück. Mensch — sie kann mich nicht entbehren — sie behält mich und muß mir sogar ein Paar neue Hosen machen lassen!“ —

II.

Zum ersten Male.

Die Stadt Knautheim ist in größter Aufregung. Es ist zwar keine Revolution, aber ein Fremder, der die Knautheimer und ihre angeborene Loyalität nicht kennt, könnte leicht auf solchen Gedanken kommen, wenn er sähe, wie die Menschen an den Straßenecken stehen bleiben, neugierig einen angeschlagenen Zettel beobachten, und wie alle Bekannten, die sich auf der Straße begegnen, stillstehen und eifrig miteinander reden. Etwas muß indeß im Werke sein, das die friedlichen Bürger einer viertausend und einige Seelen zählenden Stadt so in Bewegung bringt, denn das ist so leicht nicht; die Einwohner einer solchen Stadt lieben Ruhe und den gleichmäßigen ungestörten Bürgerschritt über Alles.

Die Zettel an den Straßenecken erklären indeß Alles. Der „Freischütz“ wird an dem Abend gegeben, doch auch der bringt die Aufregung noch nicht hervor. Jedes Jahr kommt eine Schauspielergesellschaft nach Knautheim, der Freischütz ist dort so gut bekannt, wie in der größten Residenz, jede gebildete Bürgerstochter in Knautheim singt Agathens Arie: „Und ob die Wolken sich verhüllen“ und die Gnadenarie aus „Robert der Teufel.“ Oben auf dem

Zettel steht diesmal mit mächtig fetten Buchstaben: „Erstes Debüt des Fräulein Therese Kniephase als Agathe!" und ziemlich unten mit ebenso großen Buchstaben: „Abonnement suspendu!" und „Sämmtliche Freibillets sind an diesem Abende ungültig!"

Das ist es. Therese Kniephase ist eine Knautheimerin, eine Klempnerstochter und ein hübsches Mädchen, die ganze Stadt kennt sie. Jeder hat gewußt, daß sie seit Jahren bei dem Musiklehrer Karsten Gesangunterricht gehabt hat; aber daß sie eine Sängerin werden will — das hat Niemand geahnt, das ist ganz heimlich betrieben — da liegt der Grund der Aufregung. Und abonnement suspendu! Der Director muß sich also einen großen Erfolg versprechen. Sogar die Freibillets sind für diesen Abend ungiltig! Das ist noch nie dagewesen in der Stadt, und der Recensent des Knautheimer Wochenblattes behauptet, daß dürfe der Director gar nicht thun, sein Freibillet müsse Giltigkeit behalten, oder er werde nie wieder eine Recension schreiben, denn das Freibillet sei Ehrensache. — Es gilt aber leider trotzdem an diesem Abende nicht.

Schon am Nachmittage sind sämmtliche Billets zu dieser Vorstellung verkauft. Die weit verzweigte Familie Kniephase hat allein fast die Hälfte derselben an sich gebracht. Die Debütantin sieht dem Abende mit namenloser Angst entgegen. Sie ist schüchtern, sie würde nie daran gedacht haben, Sängerin zu werden, hätte nicht die Eitelkeit ihrer Mutter und ihres Musiklehrers sie dazu getrieben. Ihre Stimme ist nicht schlecht, aber von drei Proben in zwei Tagen und von mindestens zehn Wiederholungen bei ihrem

Lehrer ist sie so gut wie heiser. Und die Angst schnürt die Brust des Mädchens zusammen.

Der Abend ist da. Frau Kniephase begleitet ihre Tochter, um ihr Schutz und Beistand zu gewähren. Zum ersten Male kommt Therese am Abend hinter die Coulissen. Sie fährt erschreckt zurück — ihre Mutter spricht ihr Muth ein und drängt sie weiter nach der Garderobe. Endlich ist diese erreicht, ein enger, durch einen Bretterverschlag abgeschlossener Raum. Aennchen und mehrere Choristinnen sind darin mit Ankleiden beschäftigt und füllen den Raum vollständig. Aengstlich blickt sich Therese um. Die Garderobenmutter empfängt sie: „Hier Fräulein, setzen Sie sich so lange auf Ihren Koffer — ich komme sogleich an Sie."

Therese hat Zeit, sich die Geheimnisse der Garderobe zu betrachten, Aennchen wird soeben geschminkt, die Hasenpfote fährt über ihre Wangen. Die Choristinnen summen die Melodie: „Wir winden dir den Jungfernkranz." Dicht nebenan in der Herrengarderobe, die nur durch die dünne Bretterwand getrennt ist, herrscht das bunteste Leben. Jedes Wort ist verständlich. „Durch die Wälder, durch die Auen zog ich leichten Schritts dahin," singt Max und wiederholt den Anfang dieser Arie wohl zwanzig Mal.

„Ziehen Sie lieber zum Teufel!" ruft endlich eine Baßstimme dazwischen. „Blumenthal, als ob Ihre Stimme nicht schon genug ruinirt wäre, daß Sie hier so schreien! Seien Sie ruhig, Mensch! Keinen vernünftigen Ton bringen Sie mehr heraus!"

Max läßt sich nicht stören, wiederholt ruhig noch drei Mal die Melodie und fügt zum Schluß nur hinzu: „Esel, Sie!" —

Alles singt, spricht, läuft und tobt nebenan durcheinander. Der Lärm wirkt auf Therese fast betäubend. Da wird sie gewahr, daß die Bretterwand breite Spalten enthält, durch welche man bequem hindurchschauen kann. Sie sieht auch dunkle Augen hindurchleuchten. Und hier soll sie sich umkleiden? Erschreckt springt sie empor, als die Garderobenmutter sie mahnt, daß es Zeit zum Ankleiden sei.

„Hier — hier?" ruft Therese. „Hier, nie — nie!" und sie zeigt auf die Spalten zwischen den Brettern.

Die Garderobenmutter lacht laut auf. „Aber Fräulein — das bischen Ritze — ich bitte Sie! Genieren Sie sich nicht — drüben sind nur verheirathete Männer und sie können höchstens mit einem Auge hindurchsehen. Wie kann Sie das nur genieren?"

Therese hört die Worte kaum, sie will entfliehen, ihre Mutter hält sie zurück mit den Worten: „Aber Therese — bedenke — die ganze Stadt —!"

Die Unglückliche muß sich auf einem baufälligen Stuhle niederlassen. Die Garderobenmutter macht ihr die schönsten Locken. Nun geht's an das Schminken. Der Lärm in der Herrengarderobe währt fort. Max schweigt, für ihn singt jetzt Caspar mit mächtiger Baßstimme: „Trinken, das ist meine Lust, und ein Kind mit runder Brust."

Therese erröthet.

„Aber Fräulein," ruft die Garderobenmutter, „wie kann ich denn den rechten Ton treffen, wenn Sie erröthen! Die rechte Wange ist so wunderschön weiß! Was, und nun gar Thränen? Sie verderben ja die Schminke! Fräulein, so weinen Sie doch nicht, Alles läuft ja wieder herunter! Und nun wischen Sie sich gar die Augen! Du meine

Güte, hat man je so etwas erlebt! Die ganze rechte Backe ist wieder ruinirt!“

„Aber Therese, so bedenke doch!“ sucht die Mutter zu beruhigen.

„Nein, nein, sehen Sie nur einmal in den Spiegel, die rechte Seite war so schön!“ ruft die Garderobenmutter dazwischen und hält Theresen einen Spiegel vor.

Therese springt erschreckt auf. Grauweiß ist ihr ganzes Gesicht, nur auf der rechten Wange ist ein mächtig rother Fleck, der die zarte Blüthe vorstellen soll. Und die Thränen haben auf der Wange lange Furchen gebildet, und die Augen blicken tief und hohl aus dem grauweißen Grunde.

„Nein, nein, ich singe nicht!“ ruft Therese erschreckt, zitternd vor Angst und heftig schluchzend. Mit dem Schnupftuch fährt sie über das Gesicht, und Agathens ganze Röthe bleibt daran haften. „Ich sehe abscheulich aus — so, so kann ich nicht auftreten,“ schluchzt sie.

„Aber Therese, bedenke !—!“ flüstert Frau Kniephase fast in Verzweiflung.

Die Garderobenmutter ist unwillig, weil alle Schminke durch die Thränen und das Schnupftuch weggewischt ist „Das ist nicht zum Aushalten — Sie sahen so schön aus!“

„Schön?“ fällt Aennchen laut lachend dazwischen: „den möcht' ich sehen, den Sie schön geschminkt hätten!“

„So schminken Sie das Fräulein selbst!“ ruft die erzürnte Garderobenmutter unwillig, die Hasenpfote und die Watte zur Erde werfend. „Ihnen kann es freilich Niemand recht machen. Alle Runzeln und Falten soll man aus Ihrem Gesichte fortbringen, Sie wollen wie zwanzig Jahre alt aussehen und waren so alt schon, ehe meine



Seite 29.

jüngste Tochter geboren wurde, und die ist bereits vor fünf Jahren confirmirt. Aber ich schminke jetzt Niemand mehr und ich werd's dem Herrn Director sagen, wenn ich mir am Ersten meine Gage hole!“ Aufgeregt verläßt sie das Zimmer.

Verwirrt, immer noch schluchzend, sitzt Therese da. Niemand bekümmert sich um sie. Hundert Mal hat sie diesen Schritt schon bereut.

„Aber meine Tochter,“ wendet sich Frau Kniephase an Aennchen, „das Theater muß bald angehen — wie soll sie nur fertig werden?“

„Das ist meine Sache nicht,“ erwidert Aennchen kurz.

„Sie kann sich aber nicht selbst schminken!“

„So holen Sie die Frau, die auch nichts davon versteht,“ entgegnete Aennchen.

Der Regisseur blickt in die Garderobe und ruft: „Alles fertig? In zehn Minuten Anfang!“

Frau Kniephase tritt vor, verlegen, knixend.

„Entschuldigen Sie — aber meine Tochter —!“

Wer sind Sie?“

„Ich — ich bin die Mutter.“

„Wer?“

Aennchen tritt als Vermittlerin dazwischen und klärt den Regisseur über Alles auf. Ein kräftiger Fluch entschlüpft seinen Lippen.

„Das Publikum wird schon ungeduldig — in zehn Minuten Anfang — wer — wer kann denn noch schminken?“

„Herr Klinger versteht es am besten,“ erwidert Aennchen.

„Gut — gut, als Caspar hat er nicht sogleich zu thun — ich werde es ihm sagen.“ — Der Regisseur eilt fort.

„Wer soll mich schminken? fragt Therese ängstlich.

„Herr Klinger, wenn er es will," erwidert Aennchen. „Er spielt heute Abend den Caspar und wenn er nicht zuviel getrunken hat, schminkt er am besten."

Klinger tritt in dem Augenblicke schon ein und singt:

Hier im ird'schen Jammerthal,
Ist doch nichts als Plack und Qual,
Muß man gar noch schminken!

Therese erschrickt vor dieser Gestalt mit mächtigen Wasserstiefeln, mit einem ungeheuren Hute und einem Barte, der fast bis auf die Brust reicht. Und dieser — dieser Mensch soll sie schminken! Sie vermag dies kaum auszudenken, denn schon steht er vor ihr und betrachtet sie mit Wohlgefallen. — Mit der Linken ihre Augen bedeckend, wehrt sie ihn mit der Rechten zurück. — Caspar zieht ihre Hand von den Augen zurück und singt in heiterster Bierlaune:

Trübe Augen,
Liebchen, taugen
Einem holden Bräutchen nicht!

Frau Kniephase will sich ihrer Tochter annehmen und tritt vor. „Entschuldigen Sie, mein Herr, — aber meine Tochter —"

„Still, Mutter!" unterbricht sie Caspar; „jetzt wird geschminkt!" Und auf's Neue singt er das Lied: „Trübe Augen, Liebchen, taugen einem holden Bräutchen nicht." Es ist Aennchens Arie und unwillig ruft diese: „Singen Sie doch Ihre eigenen Arien, Herr Klinger!"

„Ruhig, kleine Najade!" übertönt sie Caspar. „Ich übe mich. Wenn's mit meinem Baß nicht mehr geht, will ich Ihre Rollen übernehmen. So gut, wie Sie bringe ich

die Arie auch noch zu Stande. Durch die Fistel, Aennchen, versteht sich, durch die Fistel. Still — still, mit Ihnen zanke ich mich nicht, denn wir kennen uns schon seit mindestens vierzig Jahren. Alte Freundchaft! — Jetzt die Schminke her! Nur still gehalten, kleine Kniephäsin! Teufel, die Garderobenmutter hat Sie fürchterlich zugerichtet! Wangen wie Milch und Blut! Stillgehalten, Kleine! Schade, daß ich den Max nicht singe!"

Therese will sich seiner Berührung entziehen. Sie weiß vor Angst nicht, wohin sie sich wenden soll. Auch sie hat in mancher Stunde für das Theater geschwärmt, hat sich ihr erstes Auftreten so schön, so poetisch, so von Beifall umrauscht geträumt — und jetzt! —

„Meine Tochter —" fällt Frau Kniephase jetzt ein.

„Still, Frau, Mutter, Madame Kiep — Kniephase!" unterbricht Caspar sie.

„Lassen Sie ihn!" ruft Aennchen, „er ist wieder einmal betrunken."

„Sagen Sie berauscht, holder Engel aus dem vorigen Jahrhundert!" lacht Caspar und singt: „Trinken, das ist meine Lust!" — Aber jetzt die Schminke her! Stillgehalten, kleine Häsin, und nicht geweint, Sie sind die Bühnenluft noch nicht gewöhnt, ja, ja, die weht Einem Anfangs verteufelt ungemüthlich um die Ohren. Auch ich bin in Arkadien geboren; mein Vater war ein Bäcker, und ich könnte jetzt warm zwischen frischen Semmeln sitzen, wenn ich ihm nicht davon gelaufen wäre. Aber das verdammte Theater — ich meine die Schminke. Wo ist die Hasenpfote? Samiel hilf! Wo ist denn Samiel, ich meine seine Frau, die Garderobenmutter?" —

„Wen meinen Sie?“ ruft die wieder eingetretene Garderobenmutter. Wen, Herr Klinger, wenn ich fragen dürfte?“

„Still, still, alte Eule! So gut, wie Sie kann kein Mensch in ganz Deutschland das Geschrei der Eule in der Wolfsschlucht machen, wahrhaftig nicht. Doch das ist Naturgabe!“

Er fährt mit der Hasenpfote geschickt über Theresens Wangen, jetzt über die Nase und singt dabei:

Einst träumte meiner sel'gen Base,
Die Kammerthüre öffne sich,
Und kreideweiß ward ihre Nase —

„Famos! famos! Der Max verdient eine solche Agathe gar nicht! Jetzt das Roth her! Garderobenmutter, alte Eule, das Roth her!“

„Ich verbitte mir solche Benennungen,“ erwidert die Garderobenmutter, reicht ihm aber doch das verlangte Roth.

„Still, alte Eule! Schone Deine Stimme bis die Wolfsschlucht kommt, dann schrei: huit! huit! huit!“ — Und ohne sich durch die keifende Garderobenmutter stören zu lassen, legt er das Roth auf Theresens rechte Wange, zart, duftig — da klingelt es — der Vorhang wird aufgezogen. „Zum Kukuk!“ ruft Caspar rasch aufspringend und Hasenpfote und Roth in's Zimmer schleudernd. „Zum Kukuk, der Vorhang ist schon aufgezogen!“ — und er will aus der Garderobe eilen.

Die Garderobenmutter will ihn zurückhalten: „Nun machen Sie nur fertig, was Sie einmal angefangen haben!“

„Ruhig, Eule! Platz, Platz, sage ich!“

„Aber meine Tochter!“ — fällt Frau Kniephase ein — „erst die eine Wange —“

„Morgen die andere!“ ruft Caspar. „Ich habe nicht Lust, fünf Thaler Strafe zu zahlen!“ Und er eilt hinaus.

Therese wirft einen Blick in den Spiegel. Ihre rechte Wange ist ausgezeichnet — aber die linke! Sie sieht aus, als hätte sie einen Backenstreich empfangen.

Der Regisseur kommt, um sie zu rufen. Angst, Verwirrung, Verzweiflung bemächtig sich ihrer. Die Thränen brechen auf's Neue hervor, und die Schminke rinnt langsam auf die Wangen herab. „Ich singe nicht — ich trete nicht auf!“ ruft sie verzweifelt.

Auch der Director kommt. Er redet zu, er tröstet. Ihre Mutter wiederholt zwanzig Mal: „Aber Therese, bedenke!“ — Sie hört Nichts und sieht Nichts. — Sie muß auf die Bühne, der Zwischenvorhang ist schon gefallen — das Publilum ist ungeduldig. Schnell nimmt der Director der Garderobenmutter neues Umschlagetuch, reibt der Unglücklichen die Schminke ab, erfaßt sie am Arm, der Regisseur schiebt, die Garderobenmutter schimpft hinterher ihres Umschlagetuches wegen, Mutter Kniephase ist selbst so verwirrt, daß sie mit auf die Bühne eilt, um noch einmal ihr: „aber Therese, bedenke!“ — zu wiederholen. Aennchen treibt sie zurück.

Therese steht ihrer Sinne kaum mächtig da, der Director ruft ihr hinter den Coulissen hervor noch einmal zu — der Vorhang wird aufgezogen — das Publikum empfängt die neue Agathe mit lautem Beifall, ihre Wangen sind ohne Schminke geröthet. — Sie zittert, — sie möchte vor Angst in die Erde sinken, aber die Versenkungen sind sämmtlich verschlossen — sie muß singen! Und kaum sind die ersten

zitternden bangen Töne über ihre Lippen, so fühlt sie einigen Muth — es geht, weil es gehen muß.

Sie kommt nicht zur Besinnung, bis die Vorstellung beendet ist. — Das ganze Publikum spendet ihr als Knautheimerin den lautesten Beifall. —

Der Klempnermeister Kniephase giebt am folgenden Abend einen Satz, der Musiklehrer Karsten ist stolz, Therese ausgebildet zu haben, der Director engagirt sie mit fünfzehn Thaler monatlich — Therese ist Sängerin und der Recensent des Knautheimer Wochenblattes rühmt in der nächsten Nummer die Ruhe und Sicherheit des Fräulein Kniephase bei ihrem Debüt als Agathe, trotzdem er der Vorstellung nicht beigewohnt und hebt noch besonders den trefflichen Localton, den sie sich durch die Schminke verschafft habe, hervor, als Muster für die übrigen Sängerinnen. —

III.

Ein Königreich für drei Gevattern!

Es ist Sonnabend Abend und der siebenundzwanzigste August. Dabei ist's kalt, wie im Spätherbst, und der Regen gießt vom Himmel herab, als ob die ganze sündige Menschheit ertränkt werden sollte. In einem kleinen niedrigen Zimmer steht ein Bett — eine junge Frau mit großen dunklen Augen und bleichen, abgezehrten Wangen liegt darin. Ein kleines, kaum einige Wochen altes Kind schläft daneben

in einem Reisekorbe. In dem übrigen, kaum wenige Fuß großen Raume geht ein schlank gewachsener, großer, einige dreißig Jahre alter Mann auf und ab. Er hat ein männliches, hübsches Gesicht. Langes dunkles Haar fällt in Locken bis auf die Schultern. Es ist unordentlich, fast wild. Um den Mund des Mannes ist ein scharf ausgeprägter Zug, er sieht wie ein Lächeln aus, aber er ist bitter und schneidend.

Dies ist der erste Liebhaber und Held — Haller — einer kleinen umherziehenden Truppe. In der Hand hält er ein dickes Heft, auf dessen Umschlage steht: „Torquato Tasso. Schauspiel in fünf Aufzügen von Goethe; Rolle des Tasso."

Er lernt — studirt diese Rolle ein — schweigend, aber mit um so lebhafterem Spiel der Arme. Aufmerksam folgt das junge Weib mit den Augen den Bewegungen ihres Mannes. Er merkt es nicht, denn er ist ganz in seine Aufgabe vertieft. Nur zuweilen spricht er einige Worte murmelnd, halblaut.

„Hole der Kukuk den Director mit sammt dem Torquato Tasso!" ruft er endlich laut und heftig und schleudert die Rolle in eine Ecke des Zimmers.

Die junge Frau fährt erschreckt zusammen: „Was hast Du, Wilhelm?" fragt sie mit matter Stimme.

„Der Mensch ist verrückt, den Tasso hier geben zu wollen!" fährt Haller heftig fort, „verrückt, wie er es immer gewesen ist! Hier in Eibenhausen mit seinen elfhundert Seelen, wozu jeder Hund mitgezählt sein muß, denn das Theater ist immer leer, als ob keine hundert Menschen in dem Neste wären! — Hier den Torquato Tasso geben zu



Seite 32.

wollen! Es giebt Tollhäuser in Menge, aber die wirklich Tollen werden nicht hineingesteckt!"

„Es ist morgen Goethe's Geburtstag," sucht die Frau ihren Mann zu beruhigen. „Du solltest es anerkennen, daß der Director diesen Tag feiern will."

Haller unterbricht sie durch lautes Lachen.

„Amalie!" ruft er, „Du bist vierundzwanzig Jahre alt und kannst noch so schrecklich naiv sprechen? Was kümmert sich der Mensch, der Director, um Goethe! Was weiß man hier von Goethe! Noch nicht einmal, daß er überhaupt geboren ist! Heute Nachmittag fragte mich der Bürgermeister dieses Nestes, ob im Torquato Tasso geschossen würde. Wäre dies nicht der Fall, so wolle er mit seiner Frau und seinen Töchtern, die das Schießen nicht ertragen könnten, morgen Abend in's Theater gehn!"

„Was hast Du erwidert?" fragt die junge Frau.

„Was ich erwidert habe?" wiederholt Haller. „Ich habe ihm gesagt, daß fürchterlich in dem Stücke geschossen würde, mit Musketen, Kartätschen und Kanonen!"

„Wilhelm, was hast Du gethan!" unterbricht ihn die Frau. „Nun wird es morgen wieder leer sein — wie immer!"

„Das soll es! das ist meine Absicht — ich wollte, kein Mensch käme!" —

Die Frau richtet sich matt, erstaunt im Bette empor.

Haller geht hastig in dem kleinen Raume auf und ab. „Sieh', Amalie," spricht er endlich, „heute Morgen habe ich die Directorin gebeten, morgen bei der Taufe dieses Wurmes Gevatter zu stehen —."

„Du hast es gethan?" unterbricht ihn Amalie.

„Ich habe es gethan.“

„Und was sagte sie?“

„O, ich wollte, dies Weib wäre Emilia Galotti und ich ihr Vater!“ ruft Haller heftig; „ich wollte sie mit Wollust erdolchen! Mit dieser Gabel!“ — Er hat eine Gabel erfaßt und schwingt sie drohend in der Luft.

„Was sagte sie?“ wiederholt die junge Frau mit unruhiger Erwartung.

„O, sie war gut und mild, wie sie immer ist,“ erwidert Haller, „sie sagte, ich solle mich zum Teufel scheeren, sie habe mehr und Besseres zu thun!“

Die junge Frau sinkt erschöpft auf das Kissen zurück.

„Und ich habe nichts darauf erwidert,“ fährt Haller fort, „aber ich würde sie ermordet haben, hätte ich nicht befürchtet, daß aus dem Blute dieser Hydra hundert neue emporschießen würden!“ — Aufgeregt wirft er sich auf einen Stuhl, den einzigen im Zimmer. Alles ist still, nur das Meckern einer Ziege, deren Stall sich unmittelbar unter dem dünnen Fußboden des Wohnzimmers befindet, klingt laut — deutlich hindurch. —

Die Kranke stöhnt laut. — „Ach, meine Kopfschmerzen, und dies fortwährende Meckern den ganzen Tag hindurch!“ klagt sie.

Haller hat seine Rolle wieder aufgehoben und lernt. „Ha!“ ruft er endlich, „noch nicht den zehnten Theil kann ich und morgen soll ich den Tasso spielen — zum ersten Mal in meinem Leben! Mag der Director sich ein paar junge Beine anschaffen und ihn selbst spielen! Ich thu' es nicht!“ und auf's Neue wirft er die Rolle mitten in's Zimmer.

„Wilhelm, Wilhelm!“ ruft die Kranke, „Du lernst ja sonst so leicht!“

„Ich lerne auch leicht,“ erwidert Haller, „ich würde die Rolle auch längst können, aber immer muß ich daran denken, daß ich diese glühend schönen Worte an die Directorin richten soll. — Da fahren mir stets wilde Gedanken dazwischen hindurch. Sie die Prinzessin spielen! dies vierzigjährige Felleisen die Prinzessin! Und dieser Frau, die ich hasse, soll ich meine Liebe gestehn! Ich kann's nicht und thu's nicht! — sie möchte sich einbilden, daß es Wahrheit wäre!“

„Ach, dies schreckliche Meckern der Ziege! Es bringt mich noch um!“ seufzt die junge Frau. Und in der That strengt das Thier unten alle Kräfte an, die schrecklichsten Töne hervorzubringen.

„Dir soll geholfen werden!“ erwidert Haller plötzlich, hängt einen alten Mantel seiner Frau um und schickt sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Wohin willst Du?“ fragt Amalie.

Haller tritt an ihr Bett und seine Augen ruhen auf ihren bleichen Gesichtszügen, der bittere Zug um seinen Mund macht für einen Augenblick einem wehmüthigen Schmerze Raum. „Die da unten,“ und er zeigt auf die Erde, „will ich zum Schweigen bringen! Sei ruhig! Ich habe keine Mordgedanken, sonst hätte ich die Frau — die Directorin, meine ich — schon heute Morgen um's Leben gebracht! Es ist nur ein Thier, aber ich will's ihm vernünftig vorstellen, wie schlecht einem Menschen zu Muthe sein kann, der — der“ — er spricht die letzten Worte murmelnd, unverständlich.

Leise verläßt er das Zimmer und das Haus und tritt auf den Hof. Es stürmt und regnet noch immer heftig. Vorsichtig öffnet er den Stall der Ziege. Mit den Händen tappt er im Finstern zu ihr — endlich hat er sie erfaßt. Sie sucht ihm laut meckernd zu entspringen, mit aller Kraft wirft er sich auf sie. „Still, Vieh, still!" ruft er mit gedämpfter Stimme. „Glaubst Du, ich werde mit Dir so viel Umstände machen, wie die wahnsinnige Dinorah? O, ich bin auch nahe daran, wahnsinnig zu werden, dann aber habe ich keine Lust zu tanzen, dann kann ich fürchterlich werden! Still, Vieh!" — Vergebens versuchte er ihr mit beiden Händen die Kehle zu beengen. — „Solch erbärmliche Creatur hat wahrhaftig mehr Kräfte, als ein armer Schauspieler mit fünfzehn Thaler monatliche Gage! Still, Bestie — ich fühle, daß die Verzweiflung mir Riesenkräfte verleihen wird!"

Die Ziege ist ruhig, man hört sie zum wenigsten nicht. — An einem Stricke zieht er sie aus dem Stalle, über den Hof, auf die Straße. Es ist dunkel und still, aber der Regen strömt massenhaft. Das Thier sucht sich seiner Kopfhülle zu entledigen — vergebens.

„Ruhig, ruhig, du Satan!" ruft Haller. „Ich habe Karl und Franz Moor an einem Abende gespielt und werde dich doch bändigen können!"

Mit wilden Sprüngen setzt die Ziege auf der Straße hin und reißt den bereits bis auf die Haut durchnäßten ersten Liebhaber mit sich fort. Aber den Strick hält er fest, und auch seine Beine sind lang. — Mit Mühe zieht er das Thier endlich in eine Nebengasse — dort in einen kleinen Garten. In einem alleinstehenden Hause ist noch Licht — an der Thür desselben bindet er den Strick fest. Die Ziege

ist erschöpft — sie schweigt. Leicht löst er die Hülle von ihrem Kopfe und hängt sie wieder um seine Schultern.

„Nun schrei' — schrei', Du boshaftes Thier!" Er versetzt ihr noch einen Schlag und verläßt den Garten. Langsam kehrt er heim, seine Rolle, soweit er sie kann, wiederholend, leise, murmelnd. Das wilde Thier hat ihn müde gemacht. Der Regen strömt noch, — was thut's! Das Alles läuft auf dem äußern Menschen ab.

Von Niemand bemerkt, tritt er in sein kleines Zimmer wieder ein. Amalie hat ihn mit Bangen erwartet.

„Was hast Du begonnen? Wo ist die Ziege?" ist ihre erste Frage.

„An der Hausthür der Frau — die Directorin meine ich," erwidert Haller ruhig. „Nun mag sie schreien!"

Er setzt sich nieder und nimmt seine Rolle wieder hervor.

Die junge Frau schweigt.

„Und Du bestehst wirklich darauf, daß unser Kind morgen getauft wird?" fragt sie endlich. „Ich fühle mich noch so elend!"

„Eben deshalb, eben deshalb!" erwidert Haller. „Du bist krank, morgen Abend muß ich den Tasso spielen — zwei gewichtige Gründe, um dem Taufschmause auszuweichen!"

„Du willst Nichts geben?"

„Nichts, nichts! Amalie, Du hast noch ein unschuldiges Herz, Du ahnst nicht, daß die Pathen mich bankerott trinken würden! Bankerott!" wiederholt er lachend noch einmal und greift unwillkürlich mit der Hand in die Tasche — sie ist leer.

„Hast Du denn Pathen?" wirft Amalie fragend ein.

„Noch nicht — nein! Aber ich schaffe sie — morgen."

Er geht unruhig, aufgeregt in dem kleinen Raume auf und ab.

Die Kranke hat sich zur Ruhe zurückgelegt, und doch drängt es sie, zu fragen: „Wilhelm, Du hast kein Geld mehr?"

„Doch — doch — noch viel — ja noch sehr viel!" erwidert Haller und erkennt erst, als er die Worte gesprochen hat, daß er sich durch seine Hast verräth.

„Viel?" fragt Amalie erstaunt.

„Nun, ich meine etwas — sieh' her — hier!" und er sucht in allen Taschen — vergebens. „Das verdammte Geld!" fügt er mit einem leisen Seufzer hinzu.

Er schreitet wieder auf und ab. Amalie weint. Sie macht ihm keine Vorwürfe, aber ihr lautes Schluchzen thut ihm weh. In seinem ganzen Leben hat er sich noch nicht so sehr nach einem Fünfthalerschein gesehnt, als in diesem Augenblicke. Sie weint so heftig — er soll seine Rolle lernen. „Ach wäre doch die Ziege noch da — die würde sie mit ihrem Geschrei auf andere Gedanken bringen!" seufzt er.

„Du hattest gestern Mittag noch zwei Thaler," fährt die junge Frau, nachdem sie einige Kräfte gesammelt, wieder fort. „Wo hast Du sie gelassen? Wo sind sie? Gewiß hast Du sie gestern Abend durchgebracht — Du kamst spät nach Hause!"

Haller antwortet nicht. Er geht auf und ab und pfeift leise, es soll lustig klingen, soll verbergen, was in seinem Innern vorgeht, und es schneidet in die Seele ein.

„Du hast sie vertrunken!" fährt die Frau fort.

„Nein!" erwidert Haller kurz und pfeift weiter.

„Erst in einigen Tagen ist der Erste," klagt Amalie,

und wenn Dir dann der Director den Vorschuß abzieht — wir sind verloren — hier in der fremden Stadt!"

Sie fängt auf's Neue an zu schluchzen.

„Amalie!" ruft Haller, halb beruhigend, halb ernst verweisend.

„Dein Leichtsinn bringt uns noch an den Bettelstab!" jammert die Frau. „Dieses Kindes wegen solltest Du Dich zum wenigsten zusammen nehmen. Es wird Noth und Elend eher kennen lernen, ehe es unsere Namen auszusprechen vermag!"

„Weib — Amalie, Du machst mich toll!" ruft Haller endlich in leidenschaftlicher Verzweiflung. „Du rüttelst so lange an dem bischen Verstande, welcher mir hier — hier" — er schlägt sich heftig vor die Stirn — „noch übrig geblieben ist, bis auch der letzte Rest zum Kukuk fährt. Nun, fahr' hin, fahr' hin! Für mich wär' es am besten! Doch Du sollst wissen, wo die zwei Thaler geblieben sind: das Essen und die Flasche Wein, welche ich Dir gestern Abend brachte, habe ich dafür gekauft — es sollte Dir zur Stärkung dienen!"

„Aber Du sagtest doch, der Director habe es mir geschickt," fällt die Frau erschrocken ein.

„Haha!" lacht Haller laut auf. „Ich habe es Dir gesagt, um Dir die wenigen Bissen nicht zu verbittern. Der Director! — Er ließe Dich und mich und das Kind verhungern und würde sich weigern, den Todtengräber für uns zu bezahlen. Du bist noch ein Kind, Amalie, sonst würdest Du wissen, daß ein Director keiner menschlichen Regung mehr fähig ist! Doch, sei ruhig — laß' — laß! Du glaubtest — ich — ich hätte das Geld gestern Abend durchgebracht? Ich? Ja, spät bin ich nach Hause gekommen — willst Du wissen,

wo ich gewesen bin? Sieh' — mich hungerte, als ich Dich verließ — Geld hatte ich nicht mehr und Kredit habe ich hier noch weniger. Ich ging auf's nächste Dorf. In der Schenke traf ich mehrere Bauern, einen dicken Müller darunter. Der Mann mußte reich sein, denn seine Augen blickten fett und stolz. Ich spielte Karten mit ihm — ich wollte und mußte gewinnen, wenn auch nur soviel, um ein Glas Bier und ein Stück Brod damit zu bezahlen. Und ich gewann, — gewann mehr. Als der Mensch mich bezahlen sollte, sprang er ärgerlich auf, warf mir die Karten an den Kopf und schrie: das Schauspielervolk möge in der Stadt bleiben. Man wollte mich oder ihn schützen — kurz, man setzte mich an die Luft. Es gingen in meinem Kopfe wilde Gedanken um — ich lief eine Stunde im Felde umher, da war ich ruhig, — da hatte sich der Hunger gelegt, da kam ich wieder — ja es war schon spät."

Ohne die Antwort seiner Frau abzuwarten, verläßt er das Zimmer. Sie ruft ihm schluchzend nach, er hört es nicht mehr. Erst als sie ermattet eingeschlafen ist, kehrt er mit leisen Schritten zurück. —

Die Directorin hat sich gegen eine der ihr vertrauten Schauspielerinnen gerühmt, wie prächtig sie Haller habe abblitzen lassen, nun werde er wahrscheinlich bei allen Mitgliedern des Theaters die Runde machen, um sich einige Pathen unter ihnen zu suchen. Die Schauspielerin hat die Aeußerung der Directorin ihren Colleginnen mitgetheilt — alle Mitglieder wissen es, und als Haller am andern Morgen zur Probe auf die Bühne kommt, weichen ihm Alle mit größter Scheu aus. Er ist zu zerstreut, um es zu bemerken, er hat keine Ahnung davon, daß die Directorin geschwatzt

hat. Ihm selbst kommt es schwer an, sich an einen seiner Collegen mit der Bitte zu wenden, aber es bleibt ihm nichts weiter übrig, denn er hat die Taufe bereits für den Nachmittag bestellt.

Schüchtern wendet er sich an den Komiker, Schmelz, er kennt ihn seit einer Reihe von Jahren, legt seine Hand auf dessen Arm und bittet ihn, nur für einen Augenblick mit ihm hinter die Coulissen zu treten. Dort will er sein Gesuch anbringen. Schmelz erräth Hallers Absicht, ruhig geht er einige Schritte mit ihm, dann reißt er sich plötzlich los, ruft: „Der Director hat mich gerufen! Nachher, nachher!“ und eilt mit einer Hast fort, als gälte es, sein Leben zu retten.

Die übrigen Mitglieder haben mit Spannung aufgemerkt und vermögen kaum das Lachen zu verbergen. Haller ist noch immer zu unbefangen, um Verdacht zu schöpfen. Er ist fest überzeugt, daß Schmelz seine Bitte nicht ablehnen wird — aber er muß außer ihm noch zwei Pathen haben. An wen wendet er sich? Ueberlegend schreitet er auf der Bühne auf und ab.

„Haha, er überlegt! Er hat Lunte gerochen!“ flüstert die Heldenmutter einem jungen Anfänger, ihrem Günstlinge, den sie ausbildet, d. h. für sich, zu. „Er überlegt, wen er drankriegen will! Er sollte mir nur kommen! Gevatterstehen, das fehlte noch! Das Geld zum Fenster hinauswerfen, dem Kinde neue Kleider schenken — ich danke für die Ehre!“

Haller hört es nicht. Er ist noch zu keinem Entschlusse gekommen. Er könnte es dem zweiten Liebhaber sagen, dem hat er oft aus der Verlegenheit geholfen, hat ihm erst vor wenigen Wochen fünf Thaler geliehen, die er vergebens wie-

der zu erhalten hofft — nein, der möchte denken, er wolle sich auf diese Weise schadlos halten. — Die Heldenmutter, Frau Teichmann, — er kann sie nicht leiden, aber die Frau ist lange bei der Bühne, sie ist in früheren Jahren selbst einmal Mutter gewesen, obschon sie es leugnet, sie hat taufen lassen und muß wissen, daß dies ohne Gevattern nicht geht. An sie will er sich indeß zuletzt wenden. — Da fällt sein Blick auf den Regisseur. Der ist zwar noch vor vier Jahren Schneider gewesen, versteht von Regie und Spiel nichts, aber die Directorin schützt ihn, er hat die höchste Gage, und es wird ihm auf solch kleine Gefälligkeit nicht ankommen. Er tritt zu ihm. Herr Regisseur," spricht er, „dürft' ich Sie bitten — nur auf einen Augenblick."

Auch der Regisseur weiß um Hallers Absicht und platzt heraus: „Ich habe keine Minute Zeit, auch nicht eine einzige — heute den ganzen Tag nicht — auch morgen nicht — ja — ja — vielleicht übermorgen!"

Schnell verschwindet er hinter den Coulissen und überhäuft einen Arbeiter mit Vorwürfen, nur um — nur um sich thätig zu zeigen.

Haller fühlt sich verletzt, — doch was hilft es, Gevattern muß er haben, und ohne Zögern schreitet er auf die Heldenmutter zu. Diese scheint schon darauf gewartet zu haben, denn kaum hat er sie mit ihrem Namen, Frau Teichmann, angeredet, so tritt sie einen Schritt zurück und ruft, ihn unterbrechend: „Bitte Herr Haller, thun Sie sich keinen Zwang an und verschonen Sie mich mit allen Gevatterschaften! Ich halte es in dieser Beziehung ganz wie die Frau Directorin, außerdem gehe ich heute Nachmittag in eine Kaffeegesellschaft!" Sie wendet ihm den Rücken zu.

Mehrere daneben stehende Schauspielerinnen untergeordneten Ranges fangen an zu lachen.

Haller stutzt. Dies kommt ihm zu unvorbereitet. Jetzt erst begreift er die Entschuldigungen des Regisseurs und des Komikers — sie haben gewußt, welche Bitte er im Sinne hatte, und nur durch die Directorin haben sie es erfahren können. Das Blut steigt vor tiefster Erbitterung in seine Wangen, er ist nicht mehr fähig, sich zu beherrschen. Mit wildem Auge blickt er um sich, Alle weichen ihm lachend aus. Er hätte den Ersten, der ihm in den Weg getreten wäre, ermorden können! Ohne das Ende der Probe abzuwarten, stürmt er fort von der Bühne, kaum wissend, was er thut. Die Directorin sitzt am Eingange des Theaters an der Kasse. Haller stürmt an ihr vorüber und sieht ihr spitzes, spöttisch lächelndes Gesicht. Es wallt in ihm auf, und wenn seine ganze Existenz auf dem Spiele stände, er kann sich in diesem Augenblicke nicht beherrschen. Das Kassenfenster schützt die Directorin, erreichen kann er sie nicht, aber er tritt an's Fenster und ruft mit lautester Stimme hinein: „Verdammte Hexe!" und eilt fort.

Er hat gesehen, daß die Directorin erschrocken zurückgefahren und mit dem Stuhle rücklings umgefallen ist — dies macht ihn ruhiger. Als er über die Straße hinschreitet, beide Hände in den Hosentaschen, pfeift er die Gnadenarie aus Robert dem Teufel. Er weiß, daß der Director wüthen, ihm kündigen wird — trotzdem fühlt er keine Reue. Sein Leben steht auf dem Punkte, daß es nicht schlimmer kommen kann. Geld besitzt er keinen Pfennig mehr. Ohne sich darum zu kümmern, tritt er in eine Weinstube, es ist sein fester Entschluß, sich durch einen Rausch über Taufe und Gevat-

tern, über den Zorn des Directors und dessen Kündigung, über Torquato Tasso und die Vorwürfe seiner Frau — über alle Malicen seines Lebens hinwegzusetzen. — Hastig trinkt er mehrere Gläser Wein. Ein vom Director abgeschickter Arbeiter am Theater tritt zu ihm und meldet ihm den Befehl des Directors, daß er augenblicklich zur Probe zurück kommen solle. Haller lacht ihn aus.

„Sagen Sie dem Manne, dem Director," ruft er, „er solle erst seine Frau, die Hexe, abschaffen, dann käme ich — nicht eher!"

Der Arbeiter schweigt, es ist ein ruhiger bejahrter Mann.

„Herr Haller," spricht er schüchtern, halb verlegen, „ich bin nur ein schlichter Mann, eigentlich ein Schuster, ich verdiene die Woche nur zwei und einen halben Thaler und habe Frau und Kinder, aber — aber wenn Sie in Noth sein sollten — ich meine der Gevattern wegen — so würde ich, — so wollte ich mir erlauben — ich meine, dann wollte ich mitstehen." —

Haller sieht ihn einen Augenblick starr an, dann springt er auf, legt beide Hände auf seine Schultern und blickt ihm fest in die Augen.

„Nein, nein!" ruft er — „Mensch, Freund, und wenn mein Wurm zur Heidin heranwachsen sollte — Euch will ich auch nicht um einen Pfennig bringen. Aber hier schlagt ein, trinkt! Ihr müßt mein Freund sein! Und Mann, Mensch, hört mich! Ich meine es ehrlich mit Euch! Ihr habt graue Haare und Gemüth. Verlaßt das Theater und kehrt in Euren Schusterzustand zurück! Noch habt Ihr ein Herz in der Brust, aber am Theater wird es Euch herausgerissen werden. Ihr werdet verdorben, ein Ungeheuer, Ihr

werdet dahin kommen, daß Ihr Weib und Kind ermordet und nachher ohne Gewissensbisse ein Glas Rum trinkt und einen Walzer dazu pfeift. Trinkt einmal, Freund, und werdet wieder Schuster. Denkt an Eure Seligkeit und trinkt noch einmal, Mensch, Freund!"

Der Arbeiter sieht ihn kopfschüttelnd an. „Sie wollen also nicht zur Probe kommen?" fragt er noch einmal.

„Nein, Freund," erwidert Haller. „Meldet dem Director, was ich Euch gesagt habe; sagt ihm, er solle seine Frau abschaffen, und er werde es mir später einmal Dank wissen. Nun geht!"

Der Arbeiter geht. Ein Fremder tritt in demselben Augenblick in's Zimmer. Kaum hat er Haller gesehen, erkannt, so eilt er ihm mit offenen Armen entgegen — es ist ein Jugendfreund. Die Wege des Schicksals haben sie früh und weit auseinander geführt. Jetzt sitzen sie wieder dicht nebeneinander, Hand in Hand, und als die zweite Flasche, die vor ihnen steht, geleert ist, erzählt Haller sein ganzes Leben, seine augenblickliche verzweifelte Lage.

„Hier — hier hast Du einen Pathen für Dein Kind!" ruft der Fremde. „Du und ich — mehr Pathen hast Du nicht nöthig, und Mensch, sei einmal vernünftig, sieh', ich bin reich — hier feiern wir die Taufe — hier, auf meine Kosten; und hier bleibst Du nicht länger! Du kündigst dem Director, heute noch! Ich verschaffe Dir ein neues Engagement — auf mein Wort!"

Alle Sorgen sind mit einem Male von Hallers Haupte genommen. Er kehrt zu seiner Frau zurück und zeigt ihr eine Rolle mit Gold, er schreibt dem Director, er möge den Tasso selbst spielen und seine Frau abschaffen — ihr

Verhältniß sei gelöst. Das Kind wird getauft — der Pastor wird bezahlt, der Küster bekommt ein anständiges Geschenk, und am Nachmittage sitzen beide Freunde in der Weinstube und erzählen von alten Zeiten und vergangenen Tagen.

Neue Theaterzettel werden an die Straßenecken geklebt, darauf steht: „Heute Abend wegen Krankheit des Herrn Haller nicht Torquato Tasso, sondern „Einer von unsre Leut'!"

Haller ist in seinem Leben nie so wohl gewesen, als heute, er hat keine Ahnung von seiner Krankheit auf den Zetteln. Am Abend, als die Vorstellung schon begonnen, geht er mit seiner Frau in's Theater, auf den ersten Platz. Seinen glühenden Wangen, seiner heiteren Laune sieht Jeder an, daß ihm nichts fehlt. — Der Director sieht ihn und knirscht mit den Zähnen, und seine Frau schwört in dem Garderobenzimmer, sie wolle den Menschen, den verlaufenen Zigeuner, hängen lassen. Sie macht es indessen wie die Nürnberger, welche auch früher Niemand zu hängen pflegten, ehe sie ihn hatten. Und drei Tage darauf fährt Haller mit Frau, Kind und Freund zur Stadt hinaus.

IV.

Durch Reclame.

Es war eine große Provinzialstadt. Vier Zeitungen und ein Tages-Anzeiger erscheinen in derselben, und alle fünf Blätter enthalten an demselben Tage die Notiz: „Wie wir

aus sicherer Quelle erfahren, wird in wenigen Tagen einer der genialsten Künstler der neueren Zeit, der berühmte Schauspieler Fernando da Vanni bei uns eintreffen, um auf hiesiger Bühne einige Gastvorstellungen zu geben. Wir glauben, uns den Dank des Publikums zu erwerben, wenn wir dasselbe im Voraus auf diesen ausgezeichneten Künstler aufmerksam machen.“ — Der Tages = Anzeiger hat aus eigener Machtvollkommenheit noch eine lange, überschwengliche Lobpreisung hinzugefügt.

Jeder der vier Zeitungs=Redacteure ist auf das Höchste überrascht, als er die ihm von einem bekannten Correspondenten übersandte Notiz gleichzeitig in jedem der drei anderen liest; eine leise Ahnung von Humbug steigt in ihm auf. Still ignoriren ist in einem solchen Falle das Beste, und jeder der Redacteure kennt diese praktische Regel. Auf das Publikum macht diese Notiz indeß einen ganz anderen Eindruck; da es alle fünf Blätter gleichzeitig bringen, so muß es wahr sein. In manchen Dingen ist das Publikum noch erstaunlich unschuldig. Die halbe Stadt spricht nur von Fernando da Vanni, Alle sind gespannt, den berühmten Künstler zu sehen. Der Theater=Director hüllt dessen Ankunft in ein geheimes Dunkel, läßt indessen durchleuchten, daß er jeden Tag eintreffen könne. Die Hälfte der Logen und Plätze des Theaters sind schon im Voraus bestellt. Der Theater=Director lächelt vergnügt; er hat Fernando da Vanni selbst noch nicht gesehen; das ist indessen gleichgiltig, wenn er nur gute Geschäfte dabei macht. Für einen Theater=Director ist außer hübschen Schauspielerinnen und Balletttänzerinnen der höchste Wohlgenuß ein gefülltes Haus.

Zwei Tage darauf kommt Fernando da Vanni an. Er

steigt in dem ersten Hôtel ab. Sofort sendet er in alle Kunsthandlungen seine fast lebensgroße Photographie zum Ausstellen; zu den Redacteuren und Recensenten, sowie zu den ersten Männern der Stadt fährt er in dem besten Wagen, der aufzutreiben ist. Seine Toilette ist gewählt und doch in manchen Beziehungen nachlässig. Er giebt sich das Ansehen eines durch die Höhe seiner Kunst blasirten Mannes. Die Erfolge, welche er überall errungen, haben ihn abgestumpft; er giebt nichts mehr darauf. Pah! Bei dem Recensenten des Tages-Anzeigers läßt er aus Versehen zwei Louisd'or auf dem Tische liegen, zwei der anderen Recensenten gewinnt er durch Schmeichelei, bei dem dritten nimmt er dessen kleinen Jungen auf den Schooß. „Ein reizender kleiner Kerl das! Diese hohe Stirn, diese wundervollen großen Augen! Ihnen wie aus dem Gesicht geschnitten, lieber Doctor! Auf Ehre, ich habe nie solch einen prächtigen Jungen gesehen!“ Er küßt den reizenden Kerl, obschon er etwas schmierig aussieht. Er möchte den unartigen Jungen zu allen Teufeln wünschen, indessen der Doctor lächelt wohlgefällig — die Absicht ist erreicht.

Von dem Recensenten fährt er zum Director — nicht früher, das imponirt nicht. Die Bedingungen des Gastspiels sind schon vorher schriftlich abgemacht, er will den Mann zum wenigsten vorher kennen lernen — er gebraucht ihn. Der Director ist eine Natur, aalglatt, aalgeschmeidig, wenn es sein Vortheil erheischt; er empfängt den Schauspieler auf's Zuvorkommendste. Fernando spielt ihm gegenüber den Vertrauten nnd Ungenirten.

„Liebster Director,“ spricht er, sich in einen schwellenden Sammt-Fauteuille werfend und die Beine lang aus-

streckend, „also morgen Abend spiele ich den Egmont! Apropos, wie ist das hiesige Publikum? Es kennt mich nicht, Theuerster, wie ist es? Sie sorgen doch für hinreichendes Grünzeug und gehörigen —?“ Er macht mit den Händen die Bewegung des Klatschens. — „Sie verstehen mich — natürlich für meine Rechnung — am liebsten ist es mir bei offener Scene — Sie begreifen. Und was das Grünzeug betrifft — fünf bis sechs den Abend — auf meine Rechnung. Es ist alles Ihr eigener Gewinn. Uebermorgen, verstehen Sie, ein wenig Poesie in den Blättern, und nach der zweiten Vorstellung ein wenig Beleuchtung! — Ich frage nichts darnach — aber Sie begreifen, eine fremde Stadt! Natürlich Alles auf meine Kosten! Und nun noch Eins. Wir haben für sechs Vorstellungen abgeschlossen. Ich spiele nur viermal —. Verstehen Sie? Nur viermal — dann dringendes Bitten und Verlangen, und ich spiele noch zweimal? So wollen wir es machen, Liebster — nicht wahr? Man muß das Publikum kennen. Aber reinen Mund, Bester, vorsichtig! Apropos, Sie erlauben doch, daß ich mir eine Cigarre anzünde? — Bitte, bitte! Ich rauche nur spanische — Gewohnheit, nichts wie Angewöhnung! Aber versuchen Sie einmal, Theuerster, ein gutes Blatt — 180 Thaler das Mille — direkt aus der Havannah! Bitte — bitte — ohne Umstände! — Nicht wahr, ein feines Blatt?“ —

Der Director spricht am Nachmittage zu seinem Secretär: „Da Vanni ist ein charmanter Mann!“ Dabei lächelt er verfänglich. „Er ist etwas eitel, liebt den lauten Erfolg, Sie wissen schon, was ich meine!“ Und dann trägt er ihm auf, für Beifall, Hervorruf, Lorbeerkränze, Gedichte im

Tages-Anzeiger und für Beleuchtung am dritten Abende zu sorgen. „Noch Eins!" fügt er hinzu. „Sie wissen, daß er ein Drittheil der Total-Einnahme erhält; die Billets, welche zu seinem Nutzen ausgegegeben werden, bringen Sie ihm natürlich in Anrechnung."

Am folgenden Abende ist Egmont — erste Gastvorstellung des Herrn Fernando da Vanni. Das Haus ist schon am Morgen fast ausverkauft, außer der ziemlichen Anzahl von Billets, welche der Secretär für die officiellen und nicht officiellen Claqueurs bei Seite gelegt hat. Dicht gedrängt sitzen am Abend die Zuschauer in dem Hause, mit Spannung dem ersten Auftreten des berühmten Schauspielers entgegen sehend. Endlich erscheint er und wird mit lautem Beifall begrüßt. Ruhig, stolz verbeugt er sich.

Gespannt lauschen Alle. Manche, die sich ein Urtheil über das Spiel zutrauen können, blicken sich nach kurzer Zeit erstaunt an. Was ist das? Sie haben den Egmont schon öfter gesehen von tüchtigen Künstlern. Der war anders — ganz verschieden! Aber da Vanni ist doch berühmt — eine Größe! Sie mißtrauen ihrem eigenen Urtheil. Da bricht die Schaar der Claqueurs in lauten Beifall aus, und das ganze Haus klatscht mit.

Der Recensent des Tages-Anzeigers flüstert sehr laut: „Ein geistreiches Spiel! Eine ganz neue, geniale Auffassung des Egmont! Wundervoll!"

Hat ein Mensch einmal eine verrückte Idee an den Tag gebracht, so frißt sie um sich wie Feuer. „Ja, herrlich, ganz ausgezeichnet!" erwidern mehrere neben ihm stehende Männer. Män könnte sie todtschlagen und sie wüßten nicht, worin das Herrliche und Ausgezeichnete besteht, allein da

das ganze Haus durch die Claqueurs auf's Neue angeregt in einen Beifallssturm ausbricht, fürchten sie, sich mit ihrem Urtheile zu blamiren.

Egmonts Secretär wird gut gespielt, Oranien sogar vortrefflich, Niemand achtet auf sie; sie verschwinden neben Fernando, der nach dem zweiten Aufzuge stürmisch hervorgerufen wird. Der erste Lorbeerkranz fliegt aus einer der Prosceniums-Logen auf die Bühne. Sieht das Publikum einmal einen Lorbeerkranz, so ist es aus mit seiner Besinnung. Es ruft Fernando noch einmal, und ein zweiter Kranz fällt ihm zu Füßen. Er hebt ihn auf, wie ein Mensch, der nichts weiter zu thun hat, als solche Dinge aufzuheben, als ob es ihm unangenehm wäre, sich bücken zu müssen.

Auf der zweiten Gallerie steht von Anfang an ein Mann mit großen, aber tief liegenden Augen. Seine Gesichtszüge sind scharf, die Kleidung ist einfach. Sein Name ist Heinrich Müller. Auch er ist Schauspieler, erst seit zwei Tagen in der Stadt, um an einem der folgenden Abende zu gastiren. Er hofft ein Engagement dadurch zu erhalten. Fernando da Vanni hat er indessen nie gesehen, nur in der letzten Zeit viel von ihm gehört und gelesen. Und doch diese Aehnlichkeit mit einem früheren Bekannten — sogar dieselbe Stimme, dasselbe outrirte, kunstlose Spiel wie Jener! Aber Fernando da Vanni — der ungeheure Beifall, die Kränze! Träumt er? Nein — er muß es sein! Diesen so eigenthümlich schnarrenden Ton kann es nur einmal auf der ganzen Erde geben. Sobald der dritte Akt vollendet ist, eilt er hinunter auf die Bühne, hinter die Coulissen. Er muß ihn sehen. Da kommt

er mit stolzer Siegermiene — er ist es und zum Glück allein. —

„Ferdinand! — Schulze! Teufelsjunge!“ ruft Müller erfreut. „Bist Du es wirklich?“ — Fernando zuckt etwas zusammen, faßt sich indeß sofort wieder und entgegnet kalt: „Wünschen Sie etwas von mir? Sie irren sich — ich — mein Name ist Fernando da Vanni.“

„Was? was?“ ruft Müller. „Du kennst mich nicht? Mich, Heinrich Müller nicht? Bist Du toll, Junge, Jüngling? — Was blickst Du, Fernando, so trübe und bleich? — Satansjunge, laß die Verstellung sein!“

„Ich — Verstellung?“ entgegnet Fernando. „Mein Herr, Sie werden unverschämt!“ Er wendet sich stolz ab.

Müller lacht laut auf. „Blitzjunge, wenn ich Dich nicht an Deinem schlechten Spiel erkannt hätte, diese Narbe, Fernando, die ich Dir einst in traulich heiterer Stunde beigebracht habe, müßte Dich verrathen. Das war zu Innsbruck, Freund, als ich eine Wirthstochter liebte, und Du Dir einbildetest, das Mädchen habe ein Auge auf Dich geworfen. Das war dazumal, als wir beide noch Esel waren, welche sich unverständigerweise in die Haare fielen, doch jetzt, jetzt Schulze —!“

Fernando stürzt auf ihn zu, erfaßt ihn krampfhaft am Arme und zieht ihn bei Seite. „Mensch — Ungeheuer! ruft er flüsternd, „sieh, wenn Du mich verräthst, nur mit einem Worte, mit diesem Knüppel erdolche ich Dich!“ — Und er erfaßt einen in der Ecke lehnenden Besenstiel — „Du weißt, ich halte Wort, wenn ich schwöre; aber ich will nicht schwören, weil ich auch ohne Schwur Dich aus der Welt schaffen werde, wenn Du nur den Mund verziehst,

um den Namen Schulze, diesen Fluch für einen ordentlichen Menschen, auszusprechen!“

Drohend, wild steht er da — um Müllers Mund zuckt ein Lächeln, und unwillkürlich ruft dieser: „Schulze!“

Fernando faßt ihn krampfhaft: „Satan!“ flüstert er, „Du wirst später mit Bestimmtheit noch einmal an den Galgen kommen, hingest Du doch schon jetzt daran! Was führt Dich hierher? Aber schweig, Mensch, bester, liebster Freund, verrathe mich nicht und Du sollst Geld haben — sollst Wein trinken, so viel Du willst, Champagner, heute Abend — nach der Vorstellung — in meinem Hotel!“ —

Der Regisseur naht sich, um ihm mitzutheilen, daß der dritte Akt beginnt.

„Fernando, Du bist sehr — vernünftig geworden!“ ruft ihm Müller nach.

„Kennen Sie Herrn da Vanni?“ fragt der Regisseur,

„Ich? Fernando? Mein Jugendfreund! Wir haben in Spanien, Portugal, Perleberg und Italien, zusammengespielt!“ ruft Müller.

„Sie sind in Spanien und Italien gewesen?“ wirft der Regisseur ungläubig ein.

„Nennen Sie mir ein Land,“ lacht Müller, „oder eine Stadt Europa's, in welcher ich nicht gewesen bin. Sehen Sie, ich bin zweiundzwanzig Jahre am Theater, das macht vierundvierzig Semester und eben so viel Bühnen, an denen ich engagirt gewesen bin. An zehnmal so viel Bühnen habe ich auf Engagement gespielt, macht vierhundertundvierundachtzig, und an fünfzehnmal so viel habe ich zum Vergnügen oder aus äußerer Nothwendigkeit gastirt, macht im Ganzen eintausendeinhundertundvierundvierzig Bühnen. Sie begreifen,

Herr Regisseur, daß man auf solchen ausgedehnten Kunstreisen auch noch andere Städte, selbst Dörfer und alleinstehende Wirthshäuser berührt. O, es liegt mir schon lange im Sinn, eine europäische Geographie für Kunstreisende zu schreiben; meinen Sie nicht, daß das ein sehr vortreffliches Werk werden müßte?“

Mit einem kalten: „Entschuldigen Sie!“ wendet ihm der Regisseur den Rücken, weil er ihn für überspannt hält. Müller befindet sich indeß nur in einer ungeheuer heiteren Stimmung, weil er Aussicht hat, nach der Vorstellung seinem längst gefühlten Verlangen nach Champagner vollständig zu genügen. Für einen solchen Preis hätte er keinen Anstand genommen, fest zu betheuern, daß er mit Fernandos Urgroßvater in die Schule gegangen sei.

Die Vorstellung nimmt ihren Fortgang und ihr Ende. Fernando wird mit Beifall überhäuft, wieder und wieder herausgerufen und mit Lorbeerkränzen überdeckt. Mit stolzer Ruhe nimmt er das Alles auf. Als er nach dem Schluß aus dem Theater tritt, um in den bereitstehenden Wagen zu steigen, wird er mit lautem „Hurrah!“ und „Hoch!“ begrüßt.

In dem Hôtel wird er von Müller bereits erwartet. Schweigend winkt er diesem und geht mit ihm auf sein Zimmer. Hier bleibt er vor ihm stehen, er ist noch nicht einig mit sich selbst. Er will ihm sagen, daß er sich zum Teufel scheeren möge, besinnt sich indeß anders. Er erfaßt seine Hand.

„Liebster Freund — es ist — ja wirklich — es ist mir sehr angenehm, daß Du mich hier erwartest!“ sagt er und schüttelt Müllers Hand krampfhaft fest, klingelt dann und

bestellt Essen, Wein, Champagner. „Siehst Du, Theuerster,“ fährt er fort, während er fleißig einschenkt, „ich meine, Du kennst mich! Was ist Kunst heutzutage? Erfolg muß man haben, und der kommt nur durch die Reclame. — Sieh', alter Junge, Du spielst besser, als ich, viel, ungeheuer viel besser, denn Du bist eigentlich ein verbummeltes Genie — still, Henrico, ich kenne Dich! Erfolg hast Du indeß trotz Deines guten Spiels nie gehabt — nie! Du bist immer der arme, verbummelte Teufel geblieben. Ich kenne Deine Fehler. Zu den Recensenten bist Du zu Fuß gelaufen, vor den Directoren hast Du Dich verbeugt, mit Deinen Kameraden hast Du Brüderschaft getrunken, mit den Regisseurs hast Du Dich regelmäßig gezankt. Wie kannst Du da auf Achtung Anspruch machen? Hast Du je im Leben schon einen Thaler für Reclame ausgegeben? Laß mich ausreden, Mensch! — Du hast ihn lieber vertrunken! — Wie kannst Du auch mit dem Namen Müller auf Beifall rechnen! Sieh, Henrico, würde ich mich Schulze nennen — ich wäre nichts, noch weniger als Du, und das will viel sagen. Der Name Schulze ist ein Fluch — ein fürchterlicher Fluch! Deshalb nenne ich mich anders. Ich gebe viel — alles für Reclame aus, aber Du siehst meine Erfolge, meinen Ruhm. Kommst Du zum Agenten, er läßt Dich an der Thür stehen und sieht sich nicht um; hört er meinen Wagen vorfahren, so stürzt er vor die Hausthür, erfaßt meine Hand, weil er weiß, ich habe stets einige Louisd'ors darin, welche in der seinigen kleben bleiben. Er ist eine Posaune meines Ruhms, die ich blasen kann, wie ich will. — Nun trink nur, alter Junge! Komm jeden Tag, jeden Abend hierher, trink', iß auf meine Rechnung — aber schweig', oder sprich von meinen



Seite 59.

Erfolgen in Spanien. Nenne Namen, die kein Mensch kennt, erzähle, ich wäre in Städten, die es gar nicht giebt, zum Professor der Schauspielkunst ernannt, ich hätte Kisten voll Orden. Erzähle, Mensch; ich weiß ja, daß Du fürchterlich lügen kannst, und wenn ich fortreise, schenke ich Dir zehn Louisd'or. Zehn, sage ich; — trink', trink'! O, es ist ein schönes Gefühl, ein großer Mensch zu sein — nur theuer ist es — verdammt theuer!"

Am folgenden Tage stehen in sämmtlichen Blättern überschwengliche Recensionen und Lobeserhebungen und im Tages-Anzeiger nicht weniger als drei Gedichte, in welchen der große Fernando gefeiert wird. Auf der Straße erzählt man von den vielen Lorbeerkränzen, die er erhalten hat, und sämmtliche junge Damen der Stadt befinden sich in dem Zustande eines gelinden Rausches. — Müller allein lächelt darüber. Er spielt an diesem Abende, das Theater ist leer. Was kann man von einem Menschen, der Müller heißt, erwarten? Er spielt sehr gut, keine Hand rührt sich indeß, um ihm Beifall zu spenden; es sind überhaupt nur wenig Hände im Theater. Es fällt ihm nicht auf, da er es nicht anders gewohnt ist. Zum Ueberfluß zankt er sich noch in dem letzten Zwischenakte mit dem Regisseur und nennt ihn in seiner offenen wahrheitsliebenden Weise einen Esel. Der Regisseur stimmt ihm nicht bei. An ein Engagement und Fortsetzung des Gastspiels ist für ihn nicht mehr zu denken. Er pfeift sich ein Liedchen und setzt sich darüber hinweg. Er kennt das gründlich. Am folgenden Tage spricht kein Mensch von seinem Spiel, kein Blatt bringt eine Recension; man fragt höchstens mit Achselzucken: „wer ist Müller?"

Fernando macht noch einmal im Staatswagen Visite

bei den Recensenten und Kunstfreunden der Stadt. Er erhält Einladungen über Einladungen, sein Ruhm steigt mit jedem Tage seines Auftretens, die Kränze fallen immer häufiger nieder, immer mehr Gedichte stehen im Tages-Anzeiger. Nach seinem letzten Auftreten ist die halbe Stadt in Aufregung. Nach der Vorstellung fährt er schnell, von lautem Hoch begleitet, zu seinem Hotel. Müller, sein unzertrennlicher Freund, erwartet ihn dort bereits und trinkt auf seine Rechnung. Er läßt ihn ruhig trinken, denn er befindet sich in großer Aufregung. Er schreitet im Zimmer auf und ab und liest laut von einem Zettel Worte des Dankes und der freudigsten Rührung, die mit einem lauten Hoch auf die kunstsinnigen Bürger dieser Stadt schließen. Müller blickt ihn erstaunt an.

„Fernando, lieber Junge, ich glaube, Du bist toll geworden!“ ruft er.

„Ruhig, Mensch!“ herrscht ihm Fernando entgegen und spricht Alles noch einmal. Müller trinkt weiter.

Die Aufklärung bleibt nicht lange aus. Musik und Volksgetöse dringt von der Straße herauf, Fackelschein blinkt durch die Fenster. Müller springt auf — ein Fackelzug naht dem Hôtel, hält vor ihm still.

„Fernando, gilt das Dir?“ fragt er.

Fernando nickt stolz bejahend. Die Musik tönt laut, in lustiger Weise, ein lautes Hoch wird unten dem berühmten Künstler Fernando Da Vanni gebracht.

Fernando tritt an's Fenster und spricht mit Selbstbewußtsein die soeben einstudirten Worte. Wieder unten ein lautes Hoch!

Der Fackelzug ist vorbei, Müller hat sich wieder zur Flasche gesetzt; ihm ist wohl auch ohne Fackelzug.

„Schulze,“ spricht er endlich, mit der Hand auf die letzten verschwindenden Fackeln zeigend, „Schulze, war das auch nur — nur — ich meine, mußt Du das auch bezahlen?“

„Ruhig, Mensch!“ erwidert Fernando ärgerlich. „Der Kukuk mag den Director holen. Hundert Fackeln wären auch genug gewesen, dies waren mindestens dreihundert! Der Esel muß denken, ich bin ein Crösus!“ Er geht aufgeregt auf und nieder.

„Aber schön war es,“ wirft Müller halb im Spott, halb im Weinrausch ein. „Schön, Schulze, Du großer Mime!“ —

Fernando sitzt am andern Morgen ruhig in seinem Zimmer. Der Theaterdiener tritt ein und bringt einen Brief mit einliegender Berechnung und Abrechnung des Directors. Fernando blickt ihm erstaunt nach, als er wieder geht. Wo bleibt das Honorar — das Geld? Ungeduldig reißt er den Brief auf und durchfliegt die Berechnung. Sie lautet:

„Honorar für 6 Vorstellungen, $1/3$ Antheil, nach Abzug von 75 Billets für die Claqueurs an jedem Abend 412 Thlr.

Laut Auftrag:	Fackelzug mit Musik	230 Thlr.	—.	
„ „	26 Lorbeerkränze, à 1½ Thlr. . . .	39 „	—.	
„ „	für die Werfer derselben, à 10 Sgr.	8 „	20.	
„ „	für 9 Poesien im Tages-Anzeiger à 7 Thlr.	63 „	—.	
Für die Bemühungen des Secretairs zwei Louisd'or		11 Thlr.	10.	352 Thlr.
		Ihr Guthaben		60 Thlr.

Die 60 Thlr. liegen in Kassenbillets bei. Wüthend wirft Fernando sie an die Erde. Müller tritt in dem Augenblicke in's Zimmer.

„Ha! Ein Goldregen!" ruft er, das Geld erblickend, eilt auf den Freund zu und schließt ihn stürmisch in die Arme. Fernando stößt ihn unwillig zurück und sucht hastig das Geld vom Boden auf.

„Hier, hier lies, Mensch!" ruft er, ihm die Abrechnung gebend. „Der Director ist unverschämt, ein Spitzbube! Er hat mich betrogen — schändlich, mörderisch betrogen! Sechsundzwanzig Lorbeerkränze! das Stück anderthalb Thaler! — Er ist der größte Gauner dieses Jahrhunderts! Sieh, Müller, Junge, Mensch! Drei — ich sage nur drei Kränze hat er machen lassen. Sie sind mir jedesmal unter den Händen verschwunden und wieder hinaufgewandert in die Prosceniumlogen. Drei, mehr nicht! Begreifst Du nun die ungeheure Spitzbüberei? Und für das Werfen läßt er sich noch besonders bezahlen! Mich wundert nur, daß er auch das jedesmalige Hinauftragen in die Loge nicht berechnet hat! — Für den Fackelzug 230 Thaler! Eine Bagatelle! Für die schlechten Gedichte 63 Thaler! Hahaha! Dafür kann ich mir einen ganzen Band Gedichte machen lassen! — Mensch, Müller, Bube! Wie kannst Du mitlachen, wo es sich um Ernstes handelt? Lache nicht, oder beim Styx, ich erdroßle Dich! Ist das etwa nicht eine unerhörte Betrügerei?"

„Ganz unerhört," erwidert Müller.

„Und es kommt noch schlimmer," fährt Fernando aufgeregt fort, „noch viel schlimmer. Für die Bemühungen des Secretairs 2 Louisd'or mit 5 Thlr. 20 Sgr.! Der

Mensch hätte sollen Banquier werden oder nach Californien gehen! Aber nur Geduld! Ich werde den Menschen verklagen, öffentlich blamiren!"

„Und Deine Reclame?" wirft Müller lachend ein.

„Still, Du verbummeltes Ungeheuer! Meinst Du, ich habe nicht mehr zu bezahlen? Für fünfzig Thaler hast Du mindestens Wein getrunken — dies ist all meine irdische Habe, womit soll ich die Rechnung hier im Hôtel bezahlen? — Bester Freund, Du weißt, daß Du meinem Herzen stets nahe gestanden — sprich, hast Du nicht zufällig 20 überflüssige Louisd'or, welche Du mir geben kannst?"

„Ich, 20 Louisd'or?" unterbricht ihn Müller erstaunt, „Fernando, die hat noch kein Sterblicher bei mir gesucht!"

„Was soll ich beginnen?"

„Pumpe den Wirth, den Director, den Regisseur, Deinen Agenten an — und suche das Weite!"

Fernando schreitet sinnend auf und nieder, „das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" spricht er mit falschem Pathos. „Da schreien die Menschen über das leichtsinnige Leben der Schauspieler, weil sie viel verdienen und doch nie etwas haben! Sie wissen nicht, wieviel das Geschäft kostet!"

„Und wie durstig die Kunst macht!" wirft Müller ein.

Spät am Abend fahren zwei Männer, in ihre Mäntel gehüllt, zum Thore der Stadt hinaus. Es ist Fernando und Müller. Die Rechnung im Hôtel ist mit dem Vorschuß des Agenten bezahlt, außer dem Reisegelde ist nichts übrig geblieben. Fernando ist finster, schweigsam, Müller lustig wie immer. Er hat noch einen Thaler in der Tasche,

den befühlt er alle Minuten einmal und sinnt nach, in welchem Wirthshause er ihn vertrinken will. Fernando tröstet sich mit den herrlichen Recensionen, welche er in der Tasche mit sich führt. Die Vorbeerkränze hat er zurückgelassen; sie sind ihm theuer und doch nicht an's Herz gewachsen! —



V.

Ein verwünschtes Dasein.

Executoren und Theater-Directoren sind die armen Menschen, welche am meisten verkannt und gehaßt, von Hunderten verwünscht werden. Die Executoren haben es noch am besten, denn sie sind nur die ausführenden Individuen einer anderen Macht, welche schützend hinter ihnen steht. Aber ein Theater-Director! Er lebt, kämpft, zankt sich, zahlt, empfängt Beleidigungen und häufig noch mehr — Alles auf eigene Hand. Er steht an der Spitze einer Menge von Menschen, in denen Allen das democratische Element außerordentlich scharf ausgeprägt ist, und ihnen gegenüber muß er das monarchische und dynastische Princip aufrecht erhalten. Er muß sie beherrschen, in den strengsten Fesseln halten und noch über ihre Schulden wachen.

Von fast lauter mehr oder weniger exaltirten Menschen umgeben, muß er sich zwischen ihnen hindurchwinden, je nach den einzelnen Charakteren, schmeichelnd, ohne es ehrlich zu meinen, lobend mit verbissenem Grimme, versprechend,

ohne je daran zu denken, Wort zu halten, imponirend, um ausgelacht zu werden, drohend, ohne daß es hilft, grob und zur Thür hinauswerfend mit innigster Ueberzeugung. Er hat nur einen einzigen Menschen, der ihn in Allem unterstützt, seinen Secretair, ohne daß dieser es mit ihm selbst ehrlich meint. Selbst auf seine Frau kann er sich nur selten verlassen.

Es gehört aber auch eine ganz besonders organisirte Natur dazu, um Theater-Director sein zu können, eine Natur, die sich nur am Theater selbst heran und heraus bildet. Fachkenntniß ist kaum nothwendig, zum wenigsten trifft man sie äußerst selten; dagegen muß er von vornherein mit allen Listen und Finten, welche nur ein Schauspielergehirn ausbrüten kann, vertraut sein. Er muß wissen, ob eine erste Sängerin vierzehn Tage lang heiser sein kann, oder ob dies nur eine malitiöse Kehlkopfverstimmung ist, weil er ihr keinen Vorschuß geben will. Er muß mit instinktivem Sinne voraussehen, an welchen Abenden sein zweiter Liebhaber zu viel zu trinken pflegt, um darnach das Repertoir zu bestimmen. Er muß sofort herausfühlen, ob der erste Tenor ernstliche Absichten auf eine der Balletdamen hegt, weil das zu Störungen hinter den Coulissen Anlaß giebt und mit seinen eigenen Neigungen zusammentrifft. Er muß ahnen, fühlen, wissen, wem der Schritt angehört, der auf der Treppe zu seinem Büreau vernehmbar wird. Ist es der Secretär, so läßt er sich ungenirt sehen; ist es der Regisseur, spielt er den Beschäftigten; ist es ein Schauspieler mit Vorschußgelüsten, zieht sich seine Stirn in fürchterliche Falten — der Mensch muß abgeschreckt werden von vornherein; ist es seine kleine Ballettänzerin, zieht sich ein

verschmitzt verliebtes Lächeln um seinen Mund, und auf seinen Lippen liegen die Worte: Mein Schätzchen! — Ist's ein Gläubiger, flüchtet er sich behende in ein Nebenzimmer; kommt ein Recensent, zupft er freundlich an den Manchetten und denkt: Hol' Dich der Teufel! Und naht seine Gattin — so gähnt er laut, noch ehe sie die Thür öffnet.

Und dabei kann er es Niemand recht machen. Sein Hauptstreben ist natürlicherweise nur darauf gerichtet, möglichst viel Geld zu verdienen; lieb wäre es ihm aber, wenn er sich nebenbei den Ruf verdienen könnte, daß er der Kunst jedes Opfer bringe. Welcher Theater-Director ist nicht zugleich ehrgeizig! Welcher kann sich rühmen, daß ihn die Presse, deren Macht und Oeffentlichkeit er fürchtet, nicht viel Geld und zahllose Freibillets gekostet habe.

In den meisten Recensionen wird er getadelt, daß er nicht genug classische Stücke gebe, er würde es auch gern thun, wenn sie ihm nur zugleich Geld einbrächten. Und läßt er dann und wann ein classisches Stück aufführen, so sprechen seine besten Theaterbesucher: „Bester Director, lassen Sie das langweilige Zeug fort. Wer, zum Kukuk, kann denn noch Don Carlos, oder die Braut von Messina sehen? Geben Sie Possen! Unser einer will sich amüsiren und lachen." — Ein verwünschtes Dasein, Theater-Director zu sein! —

Es ist Morgens zehn Uhr. Erschöpft, abgejagt eilt Ferdinand Seebode, der Theater-Director einer mittelgroßen Stadt, die Treppe zu seinem Büreau hinauf. Ermüdet wirft er sich auf den schlechtgepolsterten Sessel des Secretärs, denn dieser ist augenblicklich nicht da. Er zieht die gelben

Glaceehandschuhe aus und fährt mit der Rechten über die feuchte Stirn.

„Ein verwünschtes Dasein!“ ruft er halblaut, ärgerlich und springt unruhig wieder empor. „Ein ganz verwünschtes Dasein! Die Boßköhler schon wieder den Schnupfen, nun sie heute Abend singen soll! Warte, du Hexe, du sollst die Impertinenz, den Schnupfen wider meinen Willen zu bekommen, büßen! Das Frauenzimmer ruinirt mich durch seine Kränklichkeit! — Secretär!“ ruft er laut.

Dieser eilt bestürzt herein.

„Sagen Sie heute Abend dem Recensenten des Tageblattes, er solle die Boßköhler von morgen an gehörig herunterreißen. Das Publikum hat sie gern, er muß es zu überzeugen suchen, daß sie nichts tauge — in vier Wochen will ich ihr nämlich kündigen!“

Wieder setzt er sich nieder und stützt das sorgenschwere Haupt auf die Hand. „Ein verwünschtes Dasein!“ denkt er. „Als ich noch zweiter Tenor war, hatte ich ein ruhigeres Leben!“

Das hatte er — aber er übersieht, was Alles zwischen jener Zeit liegt. Er ist ein langer, hagerer zweiter Tenor gewesen mit einer ebenso hageren Stimme, Fernando Seebode, wie er sich damals nannte. Er hat nie Triumphe gefeiert; trotz seines spanischen Vornamens hat er doch zuletzt nicht einmal ein Engagement bekommen können. Da ist er an einer Mittelbühne Kapellmeister geworden mit vierhundert Thaler Gehalt. Die haben zu seinen kleinen Ausgaben vollkommen ausgereicht, alles Uebrige hat er durch Schulden gedeckt. Sobald er zu der Einsicht gekommen war, daß man mit dem verdammten Schuldenzahlen viel Geld verläppern

könne, hat er das ganz aufgegeben. Endlich haben seine Schulden eine ziemliche Höhe und seine Gläubiger eine außerordentliche Grobheit angenommen, seine Lage ist eine immer unangenehmere geworden. Da hat er zu dem letzten Mittel gegriffen — hat die Besitzerin einer kleinen Putzwaarenhandlung geheirathet und die Direction eines Stadttheaters übernommen. Nun hat sich sein wirkliches Talent erstaunlich schnell entwickelt. Seine beiden letzten Vorgänger haben in dieser Stellung Alles zugesetzt — er hat nach fünf Jahren fast all' seine Schulden bezahlt, eine hübsche Summe zurückgelegt und seine Frau todtgeärgert. Das ist nicht so leicht, wie Mancher denkt.

Er hat zum zweiten Male geheirathet — vor drei Jahren — und sein Blut geräth in Aufregung, wenn er nur daran denkt, die — die Frau ärgert er nie zu Tode — vielleicht aber sie ihn. „Oh, oh!" seufzt er oft. „Das ist der Fluch der bösen That — weshalb habe ich eine Witwe geheirathet!"

Als Theater-Director ist er ganz an seiner Stelle; er scheint dazu geboren zu sein. Er ist schlau, mit allen Ränken vertraut, kann schmeicheln, loben, grob sein, den Empfindsamen spielen und mit einem ruhigen Auge bei dem Allerheiligsten schwören, wenn auch nicht ein Titelchen Wahres daran ist. Seine Brust ist abgestorben gegen jedes menschliche Rühren. Er kann eine ganze Familie zu seinen Füßen verhungern sehen und wird ruhig, noch an einer Fleischpastete kauend, sagen: „Es thut mir wahrhaftig leid, ich hilfe so gern! — Secretär, bringen Sie mir doch das Gesindel aus den Augen!"

Seebode hat an diesem Morgen schon viel durchgemacht.

Wenn andere Männer mit ihren Frauen des Morgens gemüthlich Kaffee trinken, zankt er sich mit der seinigen zum ersten Male. So auch heute. Schon um acht Uhr ist er bei seinem Advocaten gewesen. Er hat einen Contractbrüchigen zu verfolgen, einen Gläubiger aus früheren Zeiten hinzuziehen — von einem Autor ist er verklagt wegen Aufführung von dessen Stück ohne vorhergegangene Verständigung; — eine Choristin, der er eine Ohrfeige verabreicht, belangt ihn gerichtlich — ihm wirbelt der Kopf. Um neun Uhr ist er endlich zu seiner kleinen Balletdame gegangen, sich bei ihr eine Stunde lang zu erholen. Er hat sie nicht zu Hause getroffen. Impertinent — unerhört! Wie kann eine Ballettänzerin schon Morgens, neun Uhr ausgegangen sein! Er wittert Treulosigkeit — Verrath! Sollte ein Anderer — oder gar seine Frau —? Um halb zehn Uhr hat er sich zu der Probe verfügt. Der Komiker fehlt — nichts als Aerger! Nach einem hartnäckigen Streit mit dem Regisseur ruht er jetzt endlich auf kurze Zeit aus. Er wünscht den Menschen zum Kukuk, wenn er ihn nur entbehren könnte!

Nur etwas Ruhe jetzt — seine Nerven zittern vor Aufregung. Da kommt die erste Liebhaberin, ein junges, hübsches Mädchen und tüchtige Schauspielerin. Ihr Contract läuft zu Ende — er muß sie behalten, denn das ganze Publikum ist von ihr eingenommen, die ganze Stadt würde ihm Vorwürfe machen, wenn er sie nicht wieder engagirte — er will es gern, aber das Mädchen will eine höhere Gage haben, fünfzig Thaler monatlich genügen ihr nicht mehr. Er weiß, daß sie an jeder anderen Bühne hundert Thaler erhalten würde, aber er will ihr nicht mehr geben. Was geht es ihn an, ob sie damit auskommt oder nicht?

„Ah, guten Morgen, Fräulein Ortrelli!“ — in ihrem Taufzeugniß steht Langstiefel — ruft er ihr freundlich entgegen. Er erfaßt ihre kleine Hand. „Nun, mein Schätzchen, schon ausgeschlafen? Sie haben doch mein Billet bekommen, nicht wahr?“

„Ja wohl, Herr Director — indeß —!“

„Kommen Sie — nicht hier, kommen Sie, Beste! Wie reizend Sie der neue Hut kleidet! Wahrhaftig, ganz allerliebst! Kommen Sie!“

Er führt sie in ein kleines Nebenzimmer, Alles ist hier gemüthlich, kunstsinnig eingerichtet. Ein weicher, schwellender Divan, ein prachtvoller Teppich davor, ein Goldspiegel darüber. Gegenüber eine Statuette — Amor mit dem Bogen — auf einer Console. — „Kommen Sie, Beste!“ Er zieht sie neben sich auf den Divan. „Nicht wahr — Sie bleiben?“

„Aber nicht für die bisherige Gage,“ wirft die Liebhaberin ein. „Ich komme nicht mehr damit aus — meine Garderobe kostet mich fast so viel. Ich habe mehrere Anerbieten —!“

„Und was meinen Sie denn?“ wirft Seebode ein.

„Für achtzig Thaler monatlich bleibe ich!“ —

Der Director springt entsetzt empor.

„Achtzig Thaler!“ ruft er. Seine Vatermörder stehen zu Berge, weil seine Haare sich nicht rühren, er trägt nämlich eine Perrücke. „Bestes Kind, achtzig Thaler! Es ist nicht möglich! Ich kann mich nicht selbst ruiniren! Woher soll ich das Geld nehmen?“

Die Ortrelli zuckt mit den Achseln.

„Ich halte so viel auf Sie,“ fährt Seebode fort. „Ich

ziehe Sie Allen vor, Ihnen zu Liebe gebe ich die Stücke am häufigsten, in denen Sie Ihre beste Garderobe zeigen können. An keiner Bühne werden Sie eine so angenehme Stellung wieder bekommen. Glauben Sie mir, mein Schatz. Nicht wahr? — es bleibt beim Alten?"

Er hat ihre Hand erfaßt und streichelt sie. In ihm ist Alles in Aufregung. Dies junge Ding, noch keine drei Jahre auf den Brettern, macht schon solche Ansprüche! Achtzig Thaler! — Er könnte sie erdrosseln, wenn das nach dem Contracte gestattet wäre. „Nicht, meine Beste, es bleibt Alles beim Alten? Wir erneuern den Contract auf zwei Jahre. Ich will mein Möglichstes thun und Ihnen jährlich ein Benefiz geben. Nun seien Sie aber auch zufrieden, Sie kleiner Schelm!"

Er will sie liebkosend umfassen. — Sie wehrt ihn ab. An des Directors Liebe ist ihr nichts gelegen.

„Ich habe Anerbietungen —," wiederholt sie.

„Ich weiß es," unterbricht sie Seebode. „Sie finden aber keinen Director wieder, der Sie auf den Händen trägt, wie ich, der Ihnen Alles zu Liebe thut, der Ihnen jedes Opfer bringt. Ich würde Ihnen, bestes Kind, zweihundert Thaler monatlich geben, wenn ich es könnte. Doch — doch wir sprechen heute nicht weiter darüber, warten Sie noch vierzehn Tage — ich will in anderer Beziehung Ersparungen machen — dann — dann einigen wir uns, mein Engel; dann sollen Sie ganz mit Ihrem Director zufrieden sein — ganz! So lange warten Sie!"

Er steht schnell auf, um ihr jede Antwort abzuschneiden. Als sie das Zimmer verläßt, drückt er ihr noch einmal die Hand, warm, zärtlich. „Also es bleibt dabei!" —

Unruhig geht er auf und ab. „Secretär!“ ruft er endlich. „Diese Ortrelli ist ein ganz impertinentes Frauenzimmer! Wissen Sie, was sie verlangt? Achtzig Thaler! Ich würde sie zum Kukuk laufen lassen, wenn ich für fünfzig Thaler eine Andere bekäme!“

„Sie bleibt also?“ wirft der Secretär ein.

„Sie muß bleiben, ich kann sie nicht gehen lassen; ich werde sie mürbe zu machen suchen. Geben Sie heute Abend zwanzig Billets aus — nach dem ersten und dritten Acte soll gezischt werden — Sie verstehen. Dann verbreiten Sie durch mehrere Blätter die Notiz, daß ich die Ortrelli wieder auf zwei Jahre engagirt hätte; Schmidt (so heißt ein Theateragent) soll diese Nachricht auch in sein Blatt aufnehmen. Wir müssen ihr jedes andere Engagement abschneiden! — Dann bleibt sie vielleicht noch für vierzig Thaler! Thun Sie Ihr Möglichstes, Secretär — ich werde es Ihnen lohnen!“

Er will noch Mehreres hinzufügen — es klopft an die Thür, ein Herr, der Recensent für ein größeres Blatt, tritt ein.

„Ah — guten Morgen, liebster Doctor! Charmant, daß Sie sich endlich einmal sehen lassen!“ Mit diesen Worten springt ihm Seebode entgegen und führt ihn zuvorkommend in das vertraute Zimmer.

„Was mag Der wollen?“ denkt der Secretär.

Nach kurzer Zeit kommen Beide zurück. Des Directors Wangen glühen, er beherrscht sich aber. „Es ist mir außerordentlich angenehm gewesen,“ spricht er, dem scheidenden Recensenten mit beiden Händen die Rechte drückend. „Ich habe erst noch vorhin zu dem Secretär gesagt, der Doctor

ist doch ein Ehrenmann, wahrhaftig, das habe ich gesagt. Ihre Recensionen sind die besten, nur ein bischen streng. — Nun, Sie wissen ja, daß ich selbst am strengsten bin. Aber nicht wahr, das neue Stück, das — da sind Sie etwas mild, nicht, bester Doctor? Ich freue mich jedesmal, wenn Sie kommen! — Adieu, mein Bester! Nicht wahr? Gute Freundschaft — gute Freundschaft! Es meint es bei Gott kein Mensch aufrichtiger, als ich! Adieu, liebster Doctor! Grüßen Sie Ihre Frau Gemahlin!"

„Ein unausstehlicher Patron!" ruft er zum Secretär, als die Schritte des Doctors auf der Treppe verhallen. „Wenn der Mensch einmal wiederkommt, sagen Sie, ich sei nicht zugegen. Alle Schauspieler sind wüthend auf ihn — ich habe ihm zehn Louisd'or angeboten — er hat es ausgeschlagen. Der Mensch muß aus der Stadt, ich werde einmal mit dem Polizei-Director sprechen!"

Eine junge Frau tritt ein. — Der Secretär setzt sich schnell nieder und schreibt, Seebode nimmt einen alten Theaterzettel und liest. Die Frau hat schüchtern, artig gegrüßt, — Keiner von Beiden antwortet ihr. Fünf Minuten lang steht sie regungslos, ruhig wartend da.

„Herr Director," spricht sie dann endlich.

„Ich habe jetzt keine Zeit — stören Sie mich nicht!" unterbricht sie Seebode und starrt ungeduldig, erbittert auf den Zettel. Die Frau schweigt und bleibt ruhig stehen.

„Der Herr Director hat keine Zeit!" wiederholt der Secretär, nachdem wieder fünf Minuten verflossen.

Sie bleibt mit bittendem, unendlich trauerndem Blicke ruhig stehen.



Seite 80.

„Was wollen Sie?“ springt Seebode endlich ungeduldig auf.

„Herr Director,“ stottert die Arme, „mein Mann kann noch immer das Bett nicht wieder verlassen — er läßt Sie bitten —“

„So, wohl wieder Vorschuß? Geld und nichts als Geld!“ unterbricht sie Seebode. „Weshalb wird er krank, weshalb? Niemand hat den Schaden davon, als ich. Ich bezahle ihm seine Gage — wofür? wofür? frage ich. Daß er krank ist?“

„Er hat sich hier auf der Bühne, in dem dünnen Anzuge erkältet,“ spricht die Frau.

Kalt und gefühllos ruft Seebode: „Was geht mich das an! Soll ich ihm vielleicht seine griechische Toja mit Pelz füttern lassen?“

„Wir werden ausgepfändet — unsere Kinder hungern!“ schluchzt die Arme. „Nur um wenige Thaler Vorschuß läßt er sie bitten. Sie können ihm ja später Alles wieder abziehen.“

„Pah, später!“ ruft Seebode roh. „Später! Und wenn er nun stirbt? Wem ziehe ich es dann ab? Wem? frage ich. Weshalb hat er geheirathet? Weshalb hat er Kinder? Er konnte vorher bedenken, daß er einmal krank werden würde! Doch ich gebe ihm nichts mehr! Er hat überhaupt nur noch wenig zu fordern — keine zwanzig Thaler mehr, und in vier Wochen ist sein Contract zu Ende!“ —

„Und Sie wollen denselben nicht erneuern?“ ruft die Frau fast aufschreiend.

„Nimmermehr!“

Der Secretär naht sich dem Director und flüstert ihm mit teuflischem Lächeln einige Worte in's Ohr.

„Wir sind verloren! Meine armen, unschuldigen Kinder!“ jammert die Frau verzweiflungsvoll.

„Ich habe Ihrem Manne ohnedies schon eine zu hohe Gage gegeben,“ fährt Seebode, des Secretärs Rath mit zustimmendem Lächeln annehmend, fort. „Viel zu viel — es sind mir sechs tüchtige Leute angeboten, die mit fünfzehn Thaler monatlich zufrieden sind — Ihrem Manne habe ich fünfundzwanzig gegeben. Damit Sie nun sehen, daß ich mit Ihrer Noth Mitleiden habe, will ich den Contract erneuern, ich gebe indeß nur zwanzig Thaler künftighin!“

„Wir sind schon bisher nicht ausgekommen,“ schluchzt die Frau. „Mein armer Mann hoffte auf Zulage!“

„Geben Sie nicht mehr!“ flüstert der Secretär dem Director wieder zu. „Er muß schon bleiben, er kann nicht fort — all seine Sachen hat er verpfändet und er hat Schulden. Er muß bleiben!“

„Ich gebe nicht mehr!“ ruft der Director. „Ich müßte mich selbst ruiniren, wenn ich jedem Schauspieler so viel geben wollte, daß er damit auskäme. Das ist meine Sache nicht!“

„Haben Sie Erbarmen!“ fleht die Frau.

„Keinen Pfennig mehr! Ist Ihr Mann nicht damit zufrieden, so mag er sich zum Kukuk scheren und sehen, wo er mehr bekommt!“

„Und wollen Sie mir etwas Vorschuß geben?“ —

„Die ewige Bettelei!“ grollt Seebode. „Secretär, geben Sie ihr zwei Thaler. Aber es ist das letzte Mal!“ Er wendet sich ärgerlich ab.

Der Secretär wirft der Frau zwei der schlechtesten,

zerrissensten Kassenbillets hin. Sie zögert dieselben anzunehmen, was helfen ihr zwei Thaler!

„Nun wird's bald!" herrscht der Secretär sie an.

Sie steckt das Geld ein, verläßt grüßend das Zimmer, rafft sich gewaltsam zusammen, hält mit Mühe die Thränen zurück, so lange sie dem Blicke Neugieriger ausgesetzt ist, und erst als sie wieder in ihre Stube tritt, an das Bett ihres kranken, abgezehrten Mannes, bricht sie erschöpft zusammen.

„Sehen Sie, Herr Director," ruft der Secretär, sich vergnügt die Hände reibend. „Sehen Sie, wir haben zugleich ein hübsches Geschäft gemacht. Er muß den Contract unterzeichnen, und Sie bekommen für fünfzig Thaler Niemand, der so gut ist wie er. Er ist in der ganzen Stadt beliebt, man bedauert sein Kranksein. Wenn er zum ersten Male wieder auftritt, lassen Sie bekannt machen, daß es sein Benefiz sei. Ich will meinen ganzen Gehalt verwetten, daß wir ein übervolles Haus haben. Sie machen ein brillantes Geschäft, und wenn Sie wollen, können Sie ihm ja zwei oder drei Thaler abgeben."

Seebode's Gesicht verklärt sich.

„Secretär, wahrhaftig, Sie haben Recht. So machen wir es! Punktum!" —

Wieder pocht es an die Thür. Der Theaterschneider tritt mit devotester Miene ein, die Mütze in der linken, eine Rechnung in der rechten Hand. Diese erkennt Seebode sofort.

„Ich habe heute keine Zeit!" ruft er ihm zu. „Kommen Sie morgen wieder!"

Der Schneider bleibt an der Thür stehen.

„Der Herr Director hat keine Zeit — Sie sollen in acht bis vierzehn Tagen wieder kommen!“ wiederholt der Secretär und wirft ihm einen Blick zu, aus welchem jeder Psychologe liest: „Pack Dich, Canaille!“

„Ich wollte nur die Rechnung abgeben,“ stammelt der Schneider.

„Ich habe keine Zeit — in vierzehn Tagen kommen Sie wieder!“ fährt der Secretär auf. Der Schneider schlüpft rücklings zur Thür hinaus. —

Seebode hat keine Minute Ruhe. Der Regisseur kommt und klagt über fünfzig Sachen, ein Agent kommt und stellt eine Tänzerin vor. Der erste Tenor stürmt aufgeregt und wüthend herein, weil er in einer Posse singen soll. Er nennt den Director einen Esel, und dieser behauptet, so habe ihn noch Niemand genannt, worüber sich der Tenor höchlichst wundert, er findet es sogar unbegreiflich. Dies thut indeß der späteren Freundschaft keinen Abbruch. Der Kapellmeister steht schon seit einer Viertelstunde ruhig in einer Ecke und wartet, bis der Director allein ist. Der Director hat ihn längst bemerkt und seine Absicht errathen — er will ihm ausweichen.

Da wird schon wieder gepocht. „Herein!“ — Drei Juden treten ein. Erstaunt empfängt sie der Director. Er kennt sie als reiche Kaufleute. Was können sie wollen? — Sie theilen es sofort mit, daß sie seien eine Deputation von unsre Leut', um den Herrn Director zu ersuchen, den Nathan zu geben. Aber das „Nathanchen von Lessing,“ fügt einer der Herren ergänzend hinzu.

„Es giebt nur einen Nathan den Weisen,“ spricht der Director. „Es gereicht mir zum größten Vergnügen, meine

Herren — indeß — allerdings — freilich — ich meine —" er darf die Juden nicht vor den Kopf stoßen — aber den Nathan — wer geht hinein? (Der Secretär flüstert ihm wieder einige Worte in's Ohr.) „Ich meine, mit dem größten Vergnügen," fährt Seebode fort. „Es ist mir selbst eine Genugthuung, ein classisches Stück geben zu können, aber wie Sie wissen, ist das Theater bei solchen Stücken meist leer — indeß ich gebe den Nathan, wie Sie wünschen — wenn — ich meine, meine Herren, es liegt in Ihrem eigenen Interesse — wenn Sie für Ihre Verantwortung vierhundert Billets übernehmen."

Die Juden sehen sich überrascht an.

„Sie vertheilen sie — natürlich gegen Bezahlung — unter Ihrer werthen Bekanntschaft. Dadurch rufen Sie ein allgemeineres Interesse hervor, wir führen den Nathan bei einem gut besetzten Hause auf, und der Ruhm gebührt Ihnen allein. Sie haben ja keinen Schaden dabei, meine Herren, und ich bin einigermaßen sicher gestellt."

Die Deputation zaudert noch, ein solches Risico auf eigene Gefahr zu übernehmen, da stürzt sich, auf des Directors Wink, der Secretär in das Gefecht und überredet und setzt der Deputation so lange zu, stellt ihr das Angenehme, die besten Plätze für ihre Bekannten zu haben, so verlockend dar, daß sie endlich einwilligt. Nur das Eine macht sie aus, daß sie für sich zum wenigsten Freibillets bekomme, „aber vornan in einer Loge!" Der Director gewährt dies gern. Auf vierhundert kann er schon drei zugeben — er macht ohnehin ein gutes Geschäft. —

Der Kapellmeister wartet, drei Statisten, zwei vom Chor, der zweite Liebhaber, die Heldenmutter, alle wollen

den Director sprechen, und schon sind wieder Schritte auf der Treppe vernehmbar.

„Ein verwünschtes Dasein!“ seufzt Seebode. „Ich stehe sogleich zu Diensten,“ spricht er; „ich habe nur noch einen Brief zu unterzeichnen.“ —

Er schlüpft in das vertraute Nebenzimmer und schließt die Thür hinter sich. Das Zimmer hat indeß noch einen geheimen Ausgang — durch ihn entflieht er — fort aus dem Theater, aus der Mitte der Drängenden und Bittenden, um ein kleines Frühstück einzunehmen. Ein verwünschtes Dasein, wenn man nicht einmal das vom Leben haben soll! —

In wenigen Minuten sitzt er in einem Weinkeller. Sein ganzer Appetit ist auf Austern gerichtet — dazu ein Glas Burgunder — er schnalzt schon mit der Zunge. Der Kellner bedauert, daß keine Austern mehr da sind.

„Keine Austern?“ ruft Seebode ärgerlich. „Ein verwünschtes Dasein! Nicht einmal Austern kann man bekommen!“

„Fräulein Tosi hat soeben die letzten zwölf Dutzend holen lassen,“ erwidert der Kellner.

„Fräulein Tosi?“— ruft Seebode erstaunt, mehr sagt er nicht, denn er denkt daran, daß sie dieselben für ihn hat holen lassen — sie ist ja seine kleine Balletdame und kennt seine Austern-Leidenschaft. „Das gute Mädchen!“ denkt er, trinkt hastig einige Glas Burgunder und begiebt sich dann zu ihr.

Mit lüsternem Munde eilte er die Treppe empor. Er glaubt wahrhaftig die Austern schon zu riechen. Vor der Thür hört er mehrere Stimmen. „Was ist das? Eine

Männerstimme?" Er will erst horchen — die Ungeduld treibt ihn ohne anzupochen hinein. Ueberrascht bleibt er an der Thür stehen. Die Austern stehen auf dem Tische und — daran sitzen seine Kleine und der erste Tenor. Sein Gesicht überzieht sich mit der Röthe des Zornes.

„Was ist das?" ruft er halb stammelnd vor Wuth.

„Ein kleines Frühstück!" erwidert die Tänzerin halb verlegen, halb spöttisch.

„Und was wollen Sie hier?" fährt Seebode den Sänger an.

„Frühstücken," entgegnet dieser ruhig.

„So — so!" ruft der Director.

„Die Austern waren ausgezeichnet," fährt der Sänger fort. „Schade, daß Sie nicht früher gekommen sind, ich würde Sie eingeladen haben."

„Laden Sie den Teufel und sich selber ein!" ruft Seebode. Damit stürmt er wieder fort.

„Herr Director — ich würde Ihnen die Treppe hinunterleuchten, wenn es nicht Tag wäre!" ruft ihm der Sänger lachend nach.

„Treiben Sie es nicht zu arg," mahnt die Tänzerin. „Er scheint sehr erbittert zu sein."

„Pah, wenn er mir kündigt, habe ich es nicht nöthig zu thun — aber er hütet sich!"

Seebode stürmt in größter Aufregung heim. Aller Appetit ist ihm vergangen. Fürchterliche Rachepläne gehen in seinem Kopfe um. Ein verwünschtes Dasein! Alles scheint an diesem Morgen auf ihn einzustürmen. Er ist in einer Stimmung, daß er die ganze Welt erdolchen möchte! In solcher Stimmung ist ihm am wohlsten bei seiner Frau — denn bei ihr bricht Alles von selbst los. —

VI.

Eine Wette.

In einer Garten-Restauration sitzen vier Männer an einem Tische, Philister, wie ihre steifen Backenbärte und weiten Stiefel verrathen. Es ist der Rentier Schmalstieg, mit einem Gesichte wie eine Kaffemaschine, der Kaufmann Haber, der Agent Maus und der Zimmermeister Klinger. Sie sind Stammgäste, denn jeden Nachmittag sitzen sie hier. Sie berathen Anfangs sehr eifrig das Wohl des Vaterlandes und der Stadt — später gähnen sie einander an.

Auf diesem Gähnpunkte sind sie auch an diesem Tage bereits angekommen. Da tritt der Schauspieler Bauer in den Garten, und alle Vier rufen ihm fast gleichzeitig zu, an ihrem Tische Platz zu nehmen. Er ist der Mann dazu, um eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, jung, erster Liebhaber, ewig lustig und mäßig verschuldet. Ohne Zögern folgt er der Einladung, denn er kennt alle Vier und hat seinen Spaß daran, sich mit ihnen herumzustreiten. Er giebt ihnen nämlich nie Recht. Von ihm lassen sie sich solchen Widerspruch gefallen; bei jedem Andern würden sie empfindlich die Augen halb schließen und die Nasenflügel öffnen.

Das Gespräch kommt auf das Theater, welches kürzlich renovirt ist und der Stadt einige tausend Thaler gekostet hat. Schmalstieg meint, nun müßten die Schauspieler endlich doch zufrieden sein, Alles sei jetzt gut und neu.

„Alles?“ ruft Bauer lachend. „Alles, bester Freund und Rentier? Lassen Sie uns zuerst mit dem Garderobezimmer anfangen; im Sommer unerträglich heiß und im

Winter fürchterlich kalt — dabei so eng, daß der erste Held und Liebhaber nie seine Beine ausstrecken darf, wenn er nicht mit seinem Rivalen zusammenstoßen will — das nennen Sie gut? — Dann die Bühne — ein reiner Jammerkasten. Aus allen Ecken pfeipft der Wind darüber. — Fünf Arbeiter müssen stets die Coulissen halten, damit sie nicht umfallen, eine Versenkung bleibt jedesmal hängen, die andere geht gar nicht mehr — das nennen Sie neu? — Die Beleuchtung unter allen Kanonen! Ich kann oft als Liebhaber den Mund meiner Geliebten nicht finden und küsse sie auf die Nase! Auf Ehre, auf die Nase!"

„Sie übertreiben," wirft Maus ein.

„Ich übertreibe nie," fährt Bauer lachend fort. „Ich wette zehn Thaler, daß ich neulich die Hiller auf die Nase geküßt habe. Wer hat Lust zu wetten, meine Herren? Zehn Thaler! Wenn Sie verlieren, geben Sie noch zwei Bowlen obenein zum Besten!"

Niemand zeigt Lust dazu.

„Mögen Sie sagen, was Sie wollen," ruft endlich der Zimmermeister, „unser Theater ist zum wenigsten akustisch gebaut!"

Bauer lacht laut auf. „Edelster Mann, blamiren Sie sich nicht! Akustisch, sagen Sie? Es spricht sich auf der Bühne wie in einer Sägemühle, — abscheulich! Dazu das verdammte Echo!"

„Welches Echo?" Was meinen Sie?" fragen Schmalstieg und Maus zugleich.

„Das kennen Sie nicht? Davon wissen Sie nichts?" ruft Bauer erstaunt und mit Mühe das Lachen zurückhaltend. „Sobald ich von der Bühne aus gerade auf den Zuschauer-

raum zuspreche, habe ich das schönste Echo von der Welt. Jedes Wort hallt mir zurück."

Schmalstieg und Haber sahen den Schauspieler erstaunt und ungläubig an; Klinger entgegnete ganz entschieden: „Das ist nicht wahr!"

„Was? was?" ruft Bauer. „Hören Sie, Freund und Häusererbauer, haben Sie je in Ihrem Leben schon auf der Bühne gestanden?"

„Nein."

„Also, sehen Sie — da wissen Sie auch nichts davon!"

Ein heftiger Streit entspinnt sich. Bauer bleibt fest bei seiner Behauptung, die Bürger bestreiten sie, denn noch nie haben sie etwas davon bemerkt.

Der Theater-Director Engelhardt ist währenddem in den Garten getreten und hat an einem Tische in der Nähe Platz genommen. Aufmerksam ist er dem Streite gefolgt. Er kennt den Bauer — ein toller Mensch — und er verhält sich ruhig, weil dieser ihm bedeutsam mit den Augen winkt.

„Ich wette zehn Flaschen Wein!" ruft endlich der Zimmermeister, und die drei anderen Bürger stimmen ein, daß sie der Wette beitreten wollen.

„Ich nehme sie an," sagt Bauer. „Aber Champagner! Noble Leute wetten nie anders als um Champagner. Nicht wahr, Herr Director?" ruft er zu dessen Tisch herüber.

„Gewiß, gewiß — Champagner!" ruft dieser.

Die Bürger rufen den Director jetzt zur Entscheidung, aber Bauer springt auf und protestirt dagegen. „Sie selbst sollen sich morgen überzeugen, meine Herren. Um elf Uhr nach der Probe kommen Sie alle vier. Sie treten in's

Parterre, ich auf die Bühne — und dann sollen Sie ein Echo hören! Famos! Auf Ehre! Der Herr Director darf nicht entscheiden. Bürger und Familienväter, glaubt Ihr denn, ein Theater-Director werde seine Schauspieler im Stich lassen? Das sind seine Kinder, oder Sclaven — wie Ihr wollt — er stimmt stets mit ihnen."

Engelhardt lacht.

Die Wette wird allen Ernstes festgesetzt, und Bauer ist seiner Sache so gewiß, daß er schon an diesem Tage den Champagner vertrinken will, wogegen seine Gegner indeß protestiren.

Am Abend kehrt Bauer mit dem Director heim.

„Aber, Bauer, plagt Sie denn der Teufel?" fragt jetzt der Director endlich. „Sie haben um zehn Flaschen Champagner gewettet, und im Theater ist nicht das geringste Echo. Sie müssen den Champagner bezahlen, Bauer!"

„Trinken — trinken, wollen Sie sagen," fällt dieser lachend ein. „Es ist ein Echo, ein ganz prächtiges Echo im Theater!"

„Bewahre!"

„Kommen Sie noch nicht dahinter? Hahaha? Sie, bester Director, müssen mir beistehen, Sie müssen helfen — Sie — Sie sollen ja das Echo bilden!"

„Ich?" ruft Engelhardt überrascht.

„Gewiß, Sie — und Sie thun es, nicht wahr?"

„Ich begreife noch nicht —."

„Niemand kann so gut Stimmen nachahmen, wie Sie. Wenn morgen die Philister kommen und im Parterre sitzen, dann trete ich vorn auf die Bühne und rufe; und Sie — Sie verstecken sich im Hintergrunde einer Loge — es ist ja

dunkel — und antworten als Echo! Hahaha! Das giebt einen Hauptspaß und zehn Flaschen Champagner!“

Der Director hat schon Lust zu diesem Spaße, indeß befürchtet er doch, daß die Bürger dahinter kommen werden.

„Sie merken es nicht,“ beruhigt ihn Bauer. „Ich kenne meine Pappenheimer! Höchstens sperren sie den Mund etwas auf, wenn sie das Echo hören, und schauen sich einander verdutzt an — des Champagners wegen. — Bester Herzens-Director, Sie müssen mir beistehen. Sie trinken natürlich mit, und wenn wir die zehn Flaschen vertilgt haben, erzähle ich den Vieren, daß sie doch geleimt sind. Hahaha! Dann sollen Sie einmal sehen, wie lang diese angeführten Philisternasen sind. Jede so lang wie eine Bratwurst!“

Der Director giebt endlich seine Zustimmung. Auch er liebt einen Spaß, und kommt es heraus, so giebt es höchstens zu lachen.

Bauer hat indeß noch einen ganz anderen Plan dabei im Sinne und theilt ihn einem Freunde mit. „Ich will den Alten, den Director, zugleich leimen,“ spricht er. „Du weißt, daß er mir keine Zulage geben will, der Geizteufel! Hundert Thaler soll er mir geben! — Komm morgen früh nach der Probe auf die Bühne, Du sollst hören, daß er mir selbst zuruft: „Hundert Thaler Zulage!“ Und hat er es einmal gesagt, so hält er auch Wort. Es wird ein Hauptspaß!“ —

Die vier Bürger finden sich richtig am andern Morgen nach der Probe im Theater ein. Bauer empfängt sie mit einem siegesgewissen Lächeln und führt sie in das Parterre.

„Hier voran treten Sie, meine Herren, oder setzen Sie sich lieber, wenn es Ihnen bequemer ist," spricht er.

Der Zimmermeister blickt sich in dem dunklen Raume um und ruft: „Wo hier das Echo sitzen soll, begreife ich nicht! Hören Sie, Bauer, daß Sie uns nicht zum Narren halten!"

„Mein Ehrenwort zum Pfande!" ruft Bauer. — Ich habe zwar im Augenblick keinen Pfennig, aber der Director hat einen großen Geldbeutel, der wird angepumpt! — Dazu kommt es indeß nicht. Laßt mich nur erst auf der Bühne stehen und laut herunter rufen, dann sollt Ihr ein Echo hören!"

„Ich wollte lieber, wir hörten keins," bemerkte der Rentier Schmalstieg leise.

Der Director sitzt bereits in einer der hintersten Logen. Er hat jedes Wort Bauer's verstanden und denkt: „Warte nur, Spitzbube!"

Bauer klettert durch das Orchester auf die Bühne, wo mehrere seiner Collegen erwartungsvoll hinter den Coulissen stecken. „Hahaha!" flüstert er ihnen im Vorübergehen zu. „Die Kerle gehen auf die Leimruthe, wie die dümmsten Drosseln! — Nun, aufgepaßt, meine Herren!" spricht er in's Parterre hinab zu den Bürgern. Er stellt sich dicht vor den Souffleurkasten, hält beide Hände an den Mund, um den Schall zu verstärken, und ruft mit lauter, mächtiger Stimme: „E — cho!"

In demselben Tone, leise verhallend, aber deutlich antwortet es im Hintergrunde, wo Alles dunkel ist: „E — cho!" —

Ueberrascht blicken sich die Bürger um. Sie sehen natürlich nichts. Gehört haben sie es Alle.

„Zum Kukuk!“ ruft Schmalstieg, „das war wahrhaftig ein Echo!“

„Nun, meine Herren,“ lacht Bauer lustig von der Bühne herab. „Haben Sie es gehört? Nicht wahr, ganz famos!“

Er ruft noch einmal, noch lauter: „Echo!“ und im Hintergrunde antwortet, es wieder gleichfalls etwas lauter: „Echo!“

„Das kostet zehn Flaschen Champagner, edle Bürger!“ jubelt der Schauspieler. „Ja, ja, Zehn Flaschen! Natürlich Duc de Montebello! Echt!“

„Der verdammte Lump!“ flucht Maus im Stillen.

„Aber ich begreife wahrhaftig nicht —“ wirft der Zimmermeister ein.

„Ist auch nicht nöthig, Verertheſter,“ fällt ihm Bauer in die Rede. „Hören Sie nur zu — überzeugen Sie sich selbst.“

Wieder stellt er sich in Position, holt tief Athem, hält wie zuvor beide Hände an den Mund und ruft laut: „Engel — hardt!“ — „Engel — hardt!“ hallt es als schönstes Echo zurück.

„Zum Donnerwetter!“ bricht Klinger los. „Ich bin so oft im Theater gewesen und habe nie etwas gehört!“

„Nie?“ fragt Bauer lachend. „Das ist mir unbegreiflich. Deutlicher können Sie doch kein Echo wünschen!“ Er nimmt die Zunge zwischen die Zähne, um nicht laut aufzulachen.

„Hole der Kukuk die ganze Akustik!“ wünscht der Zimmermeister.

„Aber von Duc de Montebello ist keine Rede gewesen,“ wirft Schmalstieg ein.

„Was, was?“ unterbricht ihn Bauer. „Meine Herren — ich appellire an Ihren guten Geschmack, an Ihr Ehrgefühl — Sie werden mir doch keinen nachgemachten Champagner vorsetzen? Hören Sie — ich habe den Herrn Director Engelhardt eingeladen mitzutrinken; die anständige Nothwendigkeit erfordert es. Meine Herren, der Director trinkt nur Duc de Montebello! Er versteht sich darauf, blamiren Sie mich ihm gegenüber zum wenigsten nicht. Er ist untrüglich, was Champagner betrifft — in andern Sachen weniger.“

„Spitzbube!“ flüstert Engelhardt im Hintergrunde.

„Nun aufgepaßt, meine Herren!“ fährt Bauer fort. „Geben Sie acht, wie deutlich das Echo jede Silbe wiederholt.“ Er ruft noch einmal: „Engel — hardt!“ — „Engel — hardt!“ hallt es im Hintergrunde. — „Hundert!“ — „Hundert!“ antwortet das Echo. — „Thaler!“ — „Thaler!“ hallt es wieder. — „Zulage!“ ruft Bauer laut. — „Bratwurst!“ hallt es zurück.

Hinter den Coulissen wird ein lautes Gelächter vernehmbar.

„Zum Kukuk, was ist das?“ ruft Klinger. „Ein kurioses Echo!“

Bauer steht verblüfft, regungslos. Seine eigene Nase ist so lang wie eine Bratwurst geworden.

„Er hat uns anführen wollen — er muß bezahlen — zehn Flaschen Champagner — Duc de Montebello!“ rufen mehrere Stimmen aus dem Parterre.

Bauer steht noch immer verblüfft da.



Seite 88

„Zum Donnerwetter, Director, plagt Sie denn der Teufel?“ bricht er endlich laut los, und als Echo erhallte aus dem Hintergrunde nur ein lautes Lachen zurück.

Die Bürger klettern auf die Bühne, auch der Director findet sich ein. Bauer läuft wüthend auf und ab. —

„Nun, zehn Flaschen Champagner!“ mahnt Schmalstieg.

„Ich trinke mit,“ fällt Engelhardt lachend ein. „Aber Duc de Montebello, Bauer! Sie haben ja gesagt, daß ich mich darauf verstehe, und Sie werden sich mir gegenüber doch nicht blamiren.“

Noch immer läuft Bauer auf und ab. „Der Teufel soll Euch Alle holen!“ bricht er endlich los, stürmt fort und rennt einige Coulissen um.

In lustigster Laune kehrt die kleine Gesellschaft heim. Am Abend giebt Bauer den Champagner, und der Director trinkt mit.

„Director!“ ruft Bauer, „wenn ich Sie für diesen Streich nicht wieder leime, so will ich ein Lump sein!“

„Nur zu — nur zu!“ lacht Engelhardt. „Aber, Bauer, Ihre Nase war in dem Augenblicke wahrhaftig so lang wie eine Bratwurst geworden! Wahrhaftig! Nun kommen Sie — stoßen Sie an! Darum keine Feindschaft!“

Bauer stößt an, schwört aber zugleich: „Und leimen thu ich Sie doch!“ —

VII.

Das Benefiz.

„Hol' Sie der Teufel mit Ihrer verdammten Quälerei!" ruft der Theaterdirector Joneck einem jungen, ungefähr dreißigjährigen Manne, dem Komiker Springfeld, zu. „Hol' Sie der Teufel', wie kommen Sie nur auf die Idee eines Benefizes?"

Springfeld steht ruhig vor ihm. Die Rechte hat er gelassen in der Hosentasche stecken und in der Linken sucht er eine halb aufgerauchte Cigarre zu verbergen. Es kostet einen Thaler Strafe, wer in dem Theaterbureau — d. h. außer dem Director — raucht, und Springfeld kann solche theuren Cigarren nicht vertragen. —

„Das Benefiz steht in meinem Contracte," erwidert er ruhig.

„Dummes Zeug," brummt Joneck. „Ich gebe kein Benefiz mehr — aus Grundsatz nicht. Es war noch ein altes Formular, auf dem Ihr Contract ausgefertigt wurde. Das Benefiz ist aus Versehen stehen geblieben."

„Es steht aber darin!" entgegnete Springfeld mit derselben Ruhe.

Der Director springt aufgeregt empor. „Zum Kukuk, so lassen Sie es darin stehen, oder streichen Sie es durch, wenn es Sie genirt. — Springfeld," fährt er ruhiger fort, „seien Sie doch vernünftig! Hier in diesem Neste ist noch nie ein Benefiz gegeben, noch nie. Ich weiß es zuverlässig aus dem Stadtarchiv und von der Haushälterin des Bür=

germeisters. Man weiß hier gar nicht, was ein Benefiz ist. Sie würden sich lächerlich machen, mich, das ganze Theater!“

„Das ist mir Alles gleichgiltig,“ wirft Springfeld ein; „es steht in meinem Contracte.“ —

Der Director weiß vor Entrüstung kaum ein Wort zu finden.

„Springfeld,“ ruft er endlich, „Mensch — Sie — Sie wollen auf den Contract pochen? Sie, den Niemand in der ganzen Stadt leiden kann, nicht einmal unsere letzte Choristin? Sie, der Sie niemals eine Rolle lernen und mir schon manches Stück umgeworfen haben — Sie, der, als Sie zu mir kamen, vorgaben, Sie litten am vorübergehenden Podagra, der Sie beide Beine mit einem alten Tuche umwickelt hatten, und das Alles nur, weil Sie keine ganze Hose mehr hatten und das verbergen wollten! Sie, der Sie jetzt anständig — nobel — fein gekleidet gehen, der Sie das alles von meinem Gelde bezahlt haben — Sie wollen mir gegenüber auf den Contract pochen?“—

„Sie irren,“ wirft Springfeld mit dem ruhigsten und geduldigsten Gesicht ein, „dies Zeug ist noch gar nicht bezahlt! Uebrigens steht das Benefiz in meinem Contracte.“

Der Director wirft ihm einen wüthenden, verachtenden, vernichtenden Blick zu. Mit langen Schritten geht er im Zimmer auf und ab. Seine Brust holt schnell, tief und keuchend Athem. Er überlegt, ob er den frechen Menschen selbst die Treppe hinabwerfen oder seinen Theaterdiener zu dem Zwecke zu Hilfe rufen soll. Er könnte ihn erdrosseln und flucht im Stillen auf die Gesetze, die das einem Theaterdirector nicht einmal gestatten.

Endlich bleibt er vor ihm stehen und blickt ihn mit der Bemühung, gutmüthig auszusehen, einige Secunden lang in die Augen.

„Springfeld," spricht er, „ich will Ihnen drei Thaler geben, dann lassen Sie aber jede Idee an ein Benefiz schwinden und streichen das mir verhaßte Wort aus dem Contracte. Nun kein Wort mehr darüber — abgemacht!" —

In Springfeld's Gesichte verändert sich auch nicht eine Miene.

„Ich bestehe auf meinen Contract, wie Shylock auf seinen Schein," spricht er gelassen.

Die Wuth des Directors kehrt plötzlich zurück.

„Sie bestehen darauf — Sie Mensch! Sie wagen es? Ich kündige Ihnen, ich jage Sie noch heute fort, oder spätestens morgen. Sie blamiren mein ganzes Personal. Ich kenne Sie — ich weiß um Ihre ganze Jugend, um Ihr ganzes Leben! Sie haben Ihr boshaftes Herz schon verrathen, ehe Sie geboren sind! Keinen Hund und keinen Apfelbaum haben Sie als Junge in Ruhe gelassen, zwei Lehrer zu Tode geärgert. Kaufmann, Friseur, Conditor und Seifensieder haben Sie werden wollen, und nichts haben Sie gelernt als Schulden zu machen und Ihren Director zu quälen!"

Er hält erschöpft inne, denn er war schon eine Reihe von Jahren Theaterdirector, und selten stirbt ein solcher mit einer guten Lunge.

Springfeld hat noch immer die Hand in der Tasche stecken. Um seinen Mund zuckt ein leises, kaum bemerkbares Lächeln.

„Alles ganz richtig bis auf einige geringfügige Kleinig=

keiten," erwidert er. „Nur das Eine haben Sie noch vergessen: Ich wollte auch Matrose werden, gab diese Laufbahn indeß nach einigen Monaten wieder auf, weil es auf dem Schiffe keine Aussicht zu Benefizen gab!" —

„Mit Ihrem verdammten Benefize!" entgegnete ihm Joneck. „Gut, Sie sollen es haben, übermorgen Abend, nur damit Sie erkennen, daß Niemand in der ganzen Stadt Sie leiden kann, damit Sie vor einem leeren Hause spielen und keinen Thaler einnehmen. Nun hole Sie der Teufel!" —

Er verläßt schnell das Zimmer, um an seiner Frau oder dem Theaterdiener seinen weiteren Unwillen auszulassen. —

Springfeld lacht laut auf. Er hat erreicht, was seine Absicht gewesen war. Alle Kräfte seines elastischen Geistes richtet er nun darauf, dies Benefiz im größten Maße auszubeuten. Der Plan dazu war längst in seinem Kopfe fertig.

Von dem Secretär, der zugleich die Stellung des Billeteurs inne hat, läßt er sich eine genügende Anzahl Billets geben. Mit ihnen will er einen Theil seiner Schulden zahlen, zum wenigsten diejenigen seiner Gläubiger, welche ihn am meisten peinigen. Obenan steht sein Schneider, ein Mann mit einer unglaublich häßlichen Frau, vielen Töchtern, einer Glatze und einem mitleidlosen Herzen. Seit Jahren hat er es sich zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht, die Charactere seiner Gläubiger zu studiren und ihre Schwächen zu erforschen, denn täglich muß er mit ihnen verkehren. An diesem Schneider drohte seine ganze Menschenkenntniß zu Schanden zu werden — nur das Eine hat er ihm abgelauscht, daß er ungemein ehrgeizig und grob ist. Zu ihm geht er, auf Alles vorbereitet, selbst auf den gröbsten

Empfang, denn Meister Stieglitz ist nur gegen die Leute artig, die sofort bezahlen.

Er trifft ihn in seinem Wohnzimmer, inmitten seiner Familie, mit dem Zuschneiden eines Rockes oder einer Hose beschäftigt.

„Guten Morgen, lieber Herr Stieglitz!" ruft er in unbefangenster Weise.

Der Schneider wendet den Kopf nur ein wenig zur Seite und erwidert, als er den Schauspieler erkennt, ohne sich im geringsten in seiner Arbeit stören zu lassen, kurz: „Morgen!"

Das Wörtchen „guten" pflegt er bei solchen Leuten zu verschlucken.

Springfeld läßt sich dadurch nicht beirren. „Bitte, bitte, bester Meister, lassen Sie sich durchaus nicht stören," fährt er fort. „Ich weiß, Ihre Zeit ist kostbar, unbezahlbar für einen Mann, der von der ganzen Stadt in Anspruch genommen wird. Bitte, bitte, keine Geschäftssache führt mich heute zu Ihnen!" Er eilt zur Frau Stieglitz, küßt ihr mit dem gewinnendsten Lächeln die große Hand und fragt, wie sie mit ihren sämmtlichen Fräulein Töchtern geschlafen habe.

Die Frau verzieht das Gesicht zu einem Lächeln, wodurch ihr Mund eine ganz abnorme Breite erhält, und erwidert, sie schlafe immer gut, ebenso ihre Töchter. Sie höre nicht einmal mehr das laute Schnarchen ihres Mannes, das er sich nicht abgewöhnen könne. Stieglitz wirft ihr einen unangenehmen Seitenblick zu.

„Lassen Sie — lassen Sie Ihren Herrn Gemahl," fällt Springfeld ein. „Ich versichere Sie, die größten Männer

des Alterthums haben geschnarcht, z. B. Homer, der göttliche Sänger der Ilias und der Odyssee. Gott, wer am Tage so beschäftigt ist, der ist froh, wenn er sich des Nachts ungenirt gehen lassen kann, ich weiß das aus eigener Erfahrung; und man gewöhnt sich daran, es schläft sich dann sogar doppelt süß dabei!“

Ueber Meister Stieglitz's Gesicht gleitet ein schwaches Lächeln. Schnell benutzt Springfeld diesen Moment.

„Bester Meister“, spricht er, „eine eigenthümliche Sache führt mich heute zu Ihnen. Ich weiß, daß Sie ein Freund der Kunst sind, die ganze Stadt nennt Sie einen Beschützer derselben, einen Mäcen, man giebt viel auf Ihr Urtheil — ich kann dreist behaupten — Alles. Uebermorgen findet ein Benefiz für mich statt. Der Director hat es mir für meine Verdienste und Bemühungen um die Kunst bewilligt, obgleich Benefize hier keine Mode sind. Ich habe ein schönes, ein classisches Stück gewählt: „Kieselack und seine Nichte vom Ballet.“ Sie werden es kennen, dieses Stück. Es wird ungeheuer voll werden. Ich habe indeß sogleich an Sie gedacht, bester Herr Stieglitz, weil ich weiß, Sie lassen keine Gelegenheit vorüber gehen, Ihrer Familie einen wirklichen Kunstgenuß zu verschaffen — ich habe sogleich eine Anzahl Billets für Sie reservirt — natürlich auf einen nobeln Platz.“

„Ich gehe nicht in's Theater,“ fällt Stieglitz ein.

Die Stieglitzen drängt sich an ihren Gatten und zupft ihn heimlich am Rocke. Springfeld bemerkt es. Der Erfolg seines Handkusses — die Frau seine Beschützerin — er weiß, daß er siegen mußte.

„Sie müssen hinein gehen, Herr Stieglitz,“ fuhr er eifrig fort. „Was würde die Stadt sagen, wenn Sie mit Ihrer



Seite 95.

Familie fehlten! Ich habe bereits mehreren Freunden, erst noch auf dem Wege hierher dem Sohne des Bürgermeisters, erzählt, daß Sie schon im Voraus für Ihre ganze Familie Billets bestellt hätten. Ich habe Ihren Kunstsinn gerühmt, ich habe offen mein Bedauern ausgesprochen, daß ein Mann, wie Sie, nicht im Stadtrathe säße. — Herr Stieglitz, Sie dürfen mich nicht als Lügner darstellen! Und obenein kosten ja die Billets kein Geld, Sie ziehen mir den Betrag dafür von meiner Rechnung ab."

Wieder zupft die Stieglitzin, und der Schneider scheint wankend zu werden.

„Wie viel — wie viel Billets sind es denn?" fragt er zögernd. — „Zehn!" fällt Springfeld schnell ein. „Natürlich zehn für Ihre ganze Familie — acht für Ihre Fräulein Töchter, eins für Ihre Frau Gemahlin, eins für Sie. Natürlich, Sie können keiner Ihrer Töchter den Genuß entziehen. Wenn Sie indeß noch einige mehr wünschen, vielleicht für eine Cousine oder einige Bekannte — mit Vergnügen!"

Der Schneider ist schon durch die Zahl zehn erschreckt, alle Lust scheint ihm zu schwinden, indeß fällt seine Frau ein: „Natürlich, wenn wir einmal gehen, gehen wir Alle!"

Springfeld wirft ihr einen dankenden Blick zu. Er würde sie zärtlich angeblickt haben, wäre sie nicht so fürchterlich häßlich gewesen.

Stieglitz befindet sich in größter Verlegenheit. „Und was kostet das Billet?" fragt er langsam.

„Zwanzig Groschen," erwidert Springfeld.

Der Schneider springt erschreckt einen Schritt zurück. Zehnmal zwanzig Groschen — das vermag er kaum auszurechnen.

„Ich habe gar nicht gewagt, Ihnen einen andern Platz anzubieten. Bedenken Sie, welchen Eindruck es machen muß, wenn Sie mit Ihrer ganzen Familie vorn an sitzen — neben Ihnen der Bürgermeister, der Postdirector, die ganze Noblesse — dort ist auch Ihr Platz."

„Nein — nein — ich gehe nicht!" ruft Stieglitz, der jetzt endlich zu Athem gekommen ist.

„Ich soll sechs Thaler und fünfzehn Groschen für das Theater wegwerfen?" —

„Sechs Thaler und zwanzig," berichtigte ihn Springfeld mit größter Ruhe.

„Davon kann ich eine ganze Woche leben mit Frau und Kind!" fährt der Schneider aufgeregt fort.

Seine Frau zupft wieder. „Aber Stieglitz, es kostet ja kein baares Geld, bedenke!" flüstert sie.

„Sie werden es nie bereuen, die wenigen Groschen der Kunst geopfert zu haben," fügt Springfeld hinzu.

„Groschen — Groschen — nein, Thaler kostet es!" ruft Stieglitz aufgeregt. „Ich bekomme so kein Geld von Ihnen — nun soll ich noch — ich thue es nicht!"

„Nun, einmal ist ja nicht immer," fällt seine Frau ein.

„Ganz recht, das ist auch mein Grundsatz," bemerkt Springfeld schnell. „Ein Mann, der sich das ganze Jahr abmüht, der muß sich auch ein Vergnügen gönnen — das erhält frisch. Er ist es sogar sich und seiner Familie schuldig. Es ist Pflicht für ihn. Bedenken Sie, wenn mich meine Freunde fragten: aber wo bleibt Herr Stieglitz? Er nicht einmal im Theater? Und ich müßte mit den Achseln zucken! Bedenken Sie!"

„Nun, ich dächte auch, der paar Thaler wegen," bemerkt die Stieglitzin.

Ihr Mann wirft ihr einen Seitenblick zu, der den Muthigsten außer Fassung gebracht haben würde.

„Und das Stück soll so schön sein," wagt eine der Töchter einzuwerfen.

„Wundervoll!" versichert Springfeld, die Hand auf dem Herzen. „Ein Genuß, ein wirklicher Kunstgenuß! Also Sie nehmen die Billets, bester Herr Stieglitz. Ich wußte es ja im Voraus!"

Der Schneider schweigt. Seine Frau zupft so nachdrücklich, daß er mit der Rechten unwillig hinter sich fährt und ihre Hand zurückstößt.

„Meinetwegen!" ruft er endlich ärgerlich. „Aber ich sage Ihnen —!"

„Bitte, bitte, keinen Dank!" unterbricht ihn Springfeld, der durchaus nicht neugierig ist, den Nachsatz zu erfahren. „Ich habe es gern gethan, — eine geringe Mühe für mich. Doch die Zeit drängt — entschuldigen Sie, daß ich so schnell — indeß der Director —!" Er drückt der Frau hastig die Hand, macht einige noch hastigere Verbeugungen und hat das Zimmer bereits verlassen, ehe der Schneider Zeit findet, noch etwas hinzuzufügen.

Außen preßt er die Hand auf den Mund, um nicht laut aufzulachen. Es ist gelungen. Drinnen hört er den Schneider hastig mit der Faust auf den Tisch schlagen und auf seine Frau losfahren, die immer hochmüthige Ideen im Kopfe habe und den Kukuk darnach frage, ob er das Geld verdiene oder nicht. Aber es sei das letzte Mal und er schwöre —!

Springfeld vernimmt nichts weiter, weil er das Haus verläßt. Die schwerste Aufgabe ist ihm geglückt. Auch seinen Schuster will er mit einigen Billets bezahlen. Der Mann ist nicht ehrgeizig und grob, sondern gutmüthig, und lebt nach dem Grundsatze, wenn seine Schuldner lüderlich seien, dürfe er sich dasselbe erlauben — leben und leben lassen, wenn es nicht allzuviel kostet. Bei diesem Manne kann es ihm nicht schwer fallen, und es fällt ihm auch nicht schwer.

In der heitersten Stimmung eilt er heim. Noch einen Plan hat er im Sinne. Gelingt auch der, so ist ihm geholfen, und der Director ärgert sich obenein. Ohne Zögern schreitet er zur Ausführung. Einen kleinen Zettel beschreibt er und schickt ihn durch einen vertrauten Boten zu dem Tageblatte des Städtchens.

Mit gesperrter Schrift steht am andern Morgen in dem Blatte: „Eine Dame, der es an Gelegenheit fehlt, männliche Bekanntschaft zu machen, wünscht sich zu verheirathen. Sie befindet sich in dem besten heirathsfähigen Alter, ist nicht häßlich, und wenn es sich auch nicht geziemt, hier von ihren Tugenden zu reden, so kann doch versichert werden, daß sie keine Untugenden besitzt. Sie hat ein disponibles Vermögen von sechszigtausend Thalern und wird vielleicht schon in wenigen Jahren noch eine gleich große Summe erben. Bedingungen von ihrer Seite sind: ein anständiger Stand ihrer Bewerber, ein Alter von nicht über vierzig Jahren und Begleitung auf einer jährlichen größeren Reise. Strengste Discretion wird zugesichert. Anträge werden angenommen bis Abends spät poste restante, unter der Chiffre: Marie No. 9.“

Diese Annonce macht viel von sich reden. Jeder fragt: „Wer kann das sein?“ An jede heirathsfähige und heirathslustige Dame wird gedacht. Wen gab es denn in dem Städtchen, der ein Vermögen von sechzigtausend Thaler besitzt? Niemand vermag Auskunft zu geben. Der Redacteur und der Verleger des Tageblattes werden unter der Hand gefragt, auch sie wissen nichts. Sie zucken die Achseln. Ein Junge hat die Annonce gebracht und bezahlt. In jedem Kaufmannsladen, an jedem Wirthstische, in jedem Hause wird von der Annonce gesprochen. Einige heirathslustige und auch -fähige Damen fühlen sich sogar durch dieselbe beleidigt, obschon sie kein Vermögen besitzen. Manche halten die Annonce nur für einen schlechten Witz.

Die disponiblen sechzigtausend Thaler spuken indeß dem größten Theile der männlichen Bevölkerung des Städtchens im Kopfe herum. Sechzigtausend Thaler — ganz anständig, selbst wenn die spätere Erbschaft ausbleibt! Da kann die Dame schon etwas häßlich sein, einen kleinen Auswuchs und einige Untugenden haben. Obschon Alle, welche eine solche Frau hätten gebrauchen können, über die Annonce lachen und behaupten, sie würden nie einen solchen Weg einschlagen, so setzen sich die Meisten doch heimlich nieder, schreiben einen Brief und senden ihn ebenso heimlich unter der Chiffre „Marie No. 9. Poste restante“ zur Post. Sämmtliche kaufmännische Commis des Städtchens und sogar verschiedene Lehrlinge, welche glauben, sechzigtausend Thaler gebrauchen zu können, schreiben solche Briefe, ja sogar verschiedene Ehemänner. Trifft sie das Glück, so können sie sich von ihren Frauen scheiden lassen. Manche hat nur die Neugierde

getrieben, einen Brief unter der Chiffre abzusenden, — manche machen sich einen Scherz.

Spät am Abend sitzt Springfeld auf seinem Zimmer und hat einen großen Haufen Briefe vor sich liegen, wohl an zweihundert Stück, und auf seinem Gesichte schwebt das glücklichste Lächeln. Sein Plan ist gelungen. Er hat die Heirathsannonce einrücken lassen und vor ihm liegen die Bewerbungen. Mit lautem Lachen durchliest er sie. Welche Betheuerungen und Schwüre einer aufrichtigen und treuen Liebe! Welche Versicherungen, die Dame mit den Sechzigtausend schon jetzt zu lieben! Wie kühn Mancher in seinen Hoffnungen auftritt und wie schüchtern, bescheiden Andere wieder sich eine Anfrage erlauben! Wie köstlich Manche ihr eigenes Portrait zeichnen und ihren Character schildern! Es müssen bärtige Engel sein — schade, daß Springfeld manche von ihnen kennt und weiß, welche ungeheuren Lügen ihre Schilderungen enthalten. Colossale Lügen!

Es ist ihm ein Hochgenuß diese Briefe zu lesen. Plötzlich springt er auf. In lautes, schallendes Gelächter bricht er aus. Auch Joneck, der Director, hat geschrieben! Auch er trägt sich mit Scheidungsgedanken! Er kann es ihm nicht verargen und dennoch muß er stets von Neuem lachen. Hahaha! „Der alte praktische Fuchs selbst ist auf die Leimruthe gegangen! Kostbar! Wenn er wüßte — — —."

Nun geht Springfeld an die Arbeit. An jeden der Bewerber schreibt er folgende Zeilen:

„Ehe Sie sich entscheiden und binden, sollen Sie die Dame sehen. Sie sitzt heute Abend im Theater zweite Loge links. Nochmalige Bitte um strengste Discretion.

Marie."

Der Morgen dämmert schon, als er sämmtliche Briefe beantwortet hat. Er hat nicht Lust zum Schlafen. Zeitig sendet er die Briefe durch seinen vertrauten Boten auf die Post. — Gegen Mittag geht er in's Theater.

Der Director läuft aufgeregt im Kassenzimmer auf und ab. „Unerhört!" ruft er mehrere Male. „Fast das ganze Haus schon jetzt am Vormittag ausverkauft und sonst ist es nie zur Hälfte voll!"

Springfeld schleicht an ihm vorüber. In ein Weinhaus geht er und dort bleibt er bis zum Abend sitzen. Champagner trinkt er. Und am Abend hat sich das Haus gefüllt, lange ehe die Vorstellung beginnt. Springfeld sieht es durch das Löchlein im Vorhange und hätte die ganze Welt umarmen mögen.

Dort der Stieglitz mit der Alten und seinen acht Töchtern! Wie breit sie sich machen! Und er sieht so stolz darein. — Und dort und dort — überall die Heirathscandidaten. Ihre Blicke richten sich nach der zweiten Loge links — die ist noch leer.

Die Vorstellung beginnt. Springfeld spielt mit dem glücklichsten Humor, den er besitzt. Zur Seite links der Coulisse steht Joneck. Von dort kann er in die zweite Loge links sehen. Da tritt eine Dame in die Loge, auf welche so viele Blicke gerichtet sind, und gleichzeitig hört er einen lauten Fluch des Directors, denn — seine eigene Frau hat er eintreten sehen. Wie mancher Fluch auch von den heirathslustigen Herren im Publikum ausgestoßen wird — hört er nicht.

In den Zwischenakten weicht Springfeld dem Director

aus, welcher in übelster Laune mit Allen zankt und schimpft, der Mann ist fürchterlich an diesem Abende! —

Und die übrigen Angeführten alle? — Sie schweigen, um nicht ausgelacht zu werden. Daß Springfeld sie im Stillen auslacht, davon haben sie keine Ahnung. Der Director hätte ihn vermuthlich wirklich erdrosselt, hätte er es erfahren. —



Epilog.

Des Schauspielers Kunst ist nur eine Erscheinung des Augenblicks, wie das Bild im Spiegel, welches schwindet, sobald der Gegenstand, den es darstellt, entfernt wird, wie der Regenbogen, dessen ganze Lebensdauer man nur nach Secunden, höchstens nach Minuten zählen kann. Sie ist flüchtig wie die Welle, welche den Spiegel eines Sees bewegt, wie das Lächeln, welches über das Gesicht eines Kindes hinzieht. Sie schafft nichts Gegenständliches, sondern bringt bereits Gegebenes nur zur Erscheinung, zu einer flüchtigen, schnell vorübergehenden Erscheinung.

Alles, was der Schauspieler zu bieten vermag, was er durch jahrelanges Studium sich errungen hat, ist nur eine Gabe des Augenblicks. Es schwindet mit der Minute, die es geboren und läßt nichts Greifbares zurück. Der Dichter, dem die undankbare und schlechte Mitwelt den Beifall versagt, kann sich mit dem Gedanken zu trösten versuchen, daß seine Poesien ihn überleben werden und daß eine bessere Nachwelt sie vielleicht zur Hand nimmt und darin mehr findet, als er selbst hineingelegt hat. Den Maler überlebt sein Gemälde, den Bildhauer seine Schöpfung — der größte Schauspieler hinterläßt, wenn er stirbt, der Nachwelt nicht mehr als einen Namen, an welchen sich Traditionen knüpfen.—

Es ist daher natürlich, daß der Schauspieler nach dem

Beifall des Augenblicks lechzt. Daß er Alles aufbietet, sich denselben zu verschaffen. Ruhm ist für ihn, außer Austern und Champagner, das nothwendigste Lebensbedürfniß, und er kann ohne denselben nicht leben, eben so wenig wie eine Blume ohne Sonnenlicht, oder ein Fisch ohne Wasser, oder ein vermögensloser Lieutenant ohne Schulden. Das Verlangen nach Beifall lebt in eines jeden Schauspielers Brust, mag er der gefeierteste Mime seines Jahrhunderts sein oder mag sich seine ganze Bühnenthätigkeit auf jene Rollen beschränken, die leicht zu memoriren sind, weil die Träger derselben kein Wort zu sprechen, sondern höchstens mit einer stummen Verbeugung einen Brief zu überbringen oder ein Licht anzuzünden haben.

Die größten Künstler können in Zorn und Wuth gerathen, wenn Ihnen das Publikum nicht den Beifall zollt, auf den sie Anspruch machen, und für den bescheidensten Anfänger, der zum ersten Male die verhängnißvollen Bretter betritt, giebt es keinen süßeren und berauschenderen Ton als das Klatschen der Hände, — wenn es nämlich ihn betrifft. Nur dann fühlt der Schauspieler sich völlig befriedigt, wenn er schon bei seinem Erscheinen auf der Bühne mit Beifall begrüßt wird, wenn die Blätter am folgenden Tage seine Leistung preisen und mit bescheidenen Worten aussprechen, daß nur ein Gott so spielen könne, wie er gespielt habe. Er denkt höchstens, der Recensent hätte ebenso gut auch schreiben können: „daß selbst ein Gott nicht so gut gespielt haben würde," denn er sagt sich ganz richtig, daß er doch mehr Bühnenkenntniß und Routine haben müsse.

Diesem Ruhme in den Blättern jagen alle Künstler nach. Tausende können denselben dann lesen, und wer daran zweifelt,

dem läßt sich derselbe schwarz auf weiß beweisen. Und eine solche Besprechung hat ihren unbestreitbaren Werth. Mit geringer Mühe läßt sie sich an dreißig Zeitungen und zehn Theateragenten versenden, sie läßt sich jedem Director, der zu einem Engagement geneigt ist, vor die Augen halten, und dient vor Allem dazu, das Selbstbewußtsein wieder aufzufrischen, wenn dasselbe durch irgend welche Malice des Lebens oder der Gläubiger einen Stoß erhalten hat.

Im Theater läßt sich der Beifall durch gute Freunde durch Freibillets und Claqueurs erzwingen, in die Blätter findet der Ruhm den Weg nur durch die Feder der Recensenten. Diese Feder nach Wunsch zu führen, sie zu füllen mit der Dinte der Unsterblichkeit und des noch nie zuvor Dagewesenen, das ist eine der schwierigsten Aufgaben, die ein nach Ruhm sich sehnender Schauspieler zu lösen hat. Sie kostet ihn unzählige Besuche und viel Geld. Und oft ist es auch hierdurch nicht einmal zu erreichen, denn es giebt Recensenten, welche durch Beides nicht zu gewinnen sind, welche die starrköpfige Marotte haben, nur die Wahrheit und ihre wirkliche Ueberzeugung zu schreiben, welche an jede Leistung den Maßstab der Kunst legen und dadurch für manche Schauspieler sehr unbequem werden.

Zum Glück sind diese Recensenten nur selten. Die meisten besitzen ein weiches Herz und ein empfänglicheres Gemüth und stoßen eine freundlich dargebotene Hand, in welcher zufällig einige Goldstücke liegen, nicht schroff zurück. Ihr dankbares Herz treibt sie dann, diese Freundlichkeit durch einige lobende Worte in den Recensionen zu erwidern und den Künstlern bei dem Erklimmen der Ruhmesstufen nach Kräften behilflich zu sein.

Schwer und dornenvoll sind diese Stufen für die Künstler ohnehin. Glück, Talent, Schönheit und Gönner legen bei jeder Stufe ihr Gewicht in die Wagschale. Mögen Manche vom Glück getragen die Stufen gleichsam im Fluge hinaufschweben, so bleiben Hunderte und Tausende doch schon erschöpft und gebrochen an Geist und Körper auf den ersten Absätzen stehen, obschon auch in ihrer Brust das Verlangen nach Ruhm verzehrend brennt, obschon sie vielleicht das heiligste Interesse der Kunst in sich tragen.

Man muß hinter die Coulissen schauen, um zu begreifen, wie so mancher edle Baum, durch die verderbliche Bühnenluft umweht, langsam verkümmert und verdorrt und wie andere, die ihre Gipfel stolz und kühn erheben, doch nur auf schwachen und kranken Wurzeln stehen. Auch in dem Leben der Schauspieler bewahrheitet sich der alte Spruch wieder, daß Kunst und Glück nicht immer Hand in Hand gehen und daß das wahre Glück nicht nach dem äußern Schimmer zu bemessen ist! —



Berlin, Druck von W. Bürenstein.

dem läßt sich derselbe schw…
solche Besprechung hat i…
geringer Mühe läßt sie…
Theateragenten versen…
zu einem Engagem…
und dient vor A…
aufzufrischen, we…
Lebens oder de…

Im Theo…
durch Freib…
findet der…
senten.
mit der…
Dage…
ein…
S…

… (2. Auflage.)
…selben. (2. Auflage.)
…ehnike.
…rgesch. v. J. D. H. Temme. (2. Aufl.)
… Carl v. Kessel.
…, von J. D. H. Temme.
…antenhändler, von R. Dehnike.
… und Frauen, von v. Grabowski.
…ie Freiherren von Falkenburg, von J. D. H. Temme.
….. Ein Familiendrama, von v. Grabowski.
„ 11. Zwei schöne Frauen, von J. D. H. Temme. (2. Aufl.)
„ 12. Camilla. Novelle von Eugen Hermann.
„ 13. Die Rose von Puebla. Novelle von v. Grabowski.
„ 14. Pfeifenhannes. Criminalgesch. v. J. D. H. Temme. (2. Aufl.)
„ 15. Französische Geschichten. Zwei historische Novellen von v. Grabowski und Eugen Hermann.
„ 16. Der Geächtete, von Eugen Hermann.
„ 17. Erste Liebe August des Starken. Histor. Nov. v. E. Hermann.
„ 18. Die Grafen Hardeck. Erzählung von Eugen Hermann.
„ 19. Der Falkner. Novelle von Ed. Ziehen.
„ 20. Die beiden Condé. Histor. Nov. von Eugen Hermann.
„ 21. Vom grünen Tisch. Bilder, Figuren und Geschichten aus den deutschen Spielbädern von Michael Klapp.

22. Die Klosterr
Der Dieb
'ie Müh
Ki

.chuppelt.
. Das Kloster. ɔ.
„ 32. Die Tochter des Staa..
„ 33. Die Sonne bringt es an den
„ 34. Die Entsagungs-Urkunde. Histo.
35. Ehemänner und Ehefrauen. Photog.
v. Fr. Friedrich. Mit 9 Illustr. v.
„ 36. Aus dem befreiten Venedig. Tagebuch aus de.
feste, von Michael Klapp.
„ 37. Nemesis. Criminalgeschichte von Fr. Friedri.
„ 38. Lust und Leid hinter den Coulissen, Humoristische S
aus dem Theaterleben von Fr. Friedrich. Mit 7 Illu.
strationen von H. Scherenberg.
„ 39. Die Czechin. Erzählung aus dem Kriege des Jahres 1866
von Eugen Hermann.

NB. Diese Unterhaltungs-Bibliothek wird fortgesetzt.

Die Verlags-Buchhandlung von **Gustav Behrend** in Berlin,
Charlottenstr. 27.

„ 22. Die Klosterruine. (2. Auflage.)
„ 23. Der Dieb und sein Kind. (2. Auflage.)
„ 24. Die Mühle am schwarzen Moor. (3. Aufl.)
„ 25. Eine Kirchmeßnacht. (3. Auflage.)
„ 26. Der tolle Graf. (3. Auflage.)
„ 27. Der Festungs-Commandant. (3. Auflage.)
„ 28. Damen auf Reisen. (2. Auflage.)
„ 29. Zum Tode verurtheilt.
„ 30. Verkuppelt!

} Criminal-Geschichten von J. D. H. Temme.

„ 31. Das Kloster. Novelle von Ed. Ziehen.
„ 32. Die Tochter des Staatsanwalts. Criminalgesch. v. J. Dufresne.
„ 33. Die Sonne bringt es an den Tag! Criminalg. v. Fr. Friedrich.
„ 34. Die Entsagungs-Urkunde. Histor. Nov. von M. A. Niendorf.
35. Ehemänner und Ehefrauen. Photographien hinter der Gardine v. Fr. Friedrich. Mit 9 Illustr. v. L. Löffler. (3. Aufl.)
„ 36. Aus dem befreiten Venedig. Tagebuch aus der Zeit der Königsfeste, von Michael Klapp.
„ 37. Nemesis. Criminalgeschichte von Fr. Friedrich.
„ 38. Lust und Leid hinter den Coulissen, Humoristische Skizzen aus dem Theaterleben von Fr. Friedrich. Mit 7 Illustrationen von H. Scherenberg.
„ 39. Die Czechin. Erzählung aus dem Kriege des Jahres 1866 von Eugen Hermann.

NB. **Diese Unterhaltungs-Bibliothek wird fortgesetzt.**

Die Verlags-Buchhandlung von **Gustav Behrend** in Berlin,
Charlottenstr. 27.

[Be]rlin, Druck von W. Büxenstein.





